

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Priester auf der Wiesn

Ein Seelsorger für Schausteller und Zirkusleute

Sascha Ellinghaus ist als Seelsorger für Schausteller und Zirkusleute ständig auf Reisen. Seit 2014 besucht er in ganz Deutschland Volksfeste und Zirkusvorstellungen, segnet neue Fahrgeschäfte, feiert Gottesdienste und hat ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte der Schausteller. Sein derzeitiger „Arbeitsplatz“ ist die „Wiesn“: das Münchner Oktoberfest. ▶ Seite 2/3



Foto: kath-css

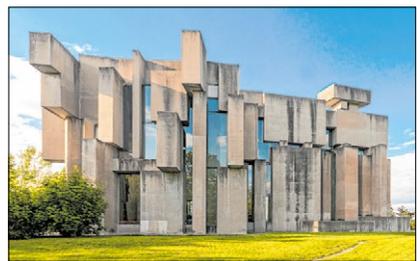
Einflussreich

Odilo Scherer zählt zu den einflussreichsten Kirchenmännern Amerikas. Als Erzbischof von São Paulo bringt der Deutschstämmige Licht in die Elendsviertel Brasiliens. ▶ Seite 5



Kritisch

Der von Bischöfen und Laien geplante „synodale Weg“ stößt im Vatikan auf Vorbehalte. Kardinal Reinhard Marx hat die Kritik jedoch zurückgewiesen. ▶ Seite 4



Modern

Weimar und Dessau begehen aktuell das Jubiläum „100 Jahre Bauhaus“. Wie sehr die moderne Architektur und Kunst auch den Kirchenbau verändert haben (im Bild die 1976 fertiggestellte Wiener „Wotrubakirche“), zeigt ▶ Seite 18/19

Herausfordernd

Immer trockenere Sommer sind eine Herausforderung für Gärtner. Welche Pflanzen solches Klima lieben, bienenfreundlich und schön sind, erklärt der Naturschutzbund. Lavendel zählt dazu. ▶ Seite 24



Steinzeitkunst

Zum Weltkulturerbe zählen seit 40 Jahren die Höhlenmalereien im französischen Lascaux – und das völlig zu Recht: Was der Cro-Magnon-Mensch vor Zehntausenden von Jahren schuf, steht den Leistungen des modernen Menschen in nichts nach. ▶ Seite 16/17

Leserumfrage

Der Vatikan hat Vorbehalte gegen den geplanten „synodalen Weg“. Die deutschen Bischöfe und Laienvertreter wollen dennoch an ihrem Reformkurs festhalten (Seite 4). Kritiker werfen den Initiatoren ein falsches Kirchenverständnis vor. Ist der „synodale Weg“ der richtige Weg?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de



◀ Ein Rundgang über den Festplatz, Gespräche mit den Schaustellern, eine Runde mit dem Riesenrad, Besuch einer Zirkusvorstellung: Das gehört für Pfarrer Ellinghaus zur Aufgabe eines Schausteller-Seelsorgers dazu. „Achtung zeigen vor ihrer Arbeit“, nennt er das.

ein ganz normaler Seelsorger. Nur: Er ist immer unterwegs. In drei Jahren sei er gut 160 000 Kilometer gefahren, rechnet Ellinghaus vor, dazu noch ungezählte Bahnfahrten und Flüge. Auf gut 120 Hotelübernachtungen kommt er im Jahr.

Trauergespräche kennt der Pfarrer natürlich auch. Nur der Ort ist oft ungewöhnlich: eine Raststätte an der Autobahn. Denn Ellinghaus versucht, wenn es nur irgend geht, bei den Trauernden zu sein. Sein Weg lasse sich über seine Posts bei Facebook genau verfolgen; für ein Gespräch fährt er den Trauernden entgegen und die ihm. Auf halber Strecke folgt dann das Treffen an der Autobahn.

SEELSORGER BEIM OKTOBERFEST

Immer unterwegs

Sascha Ellinghaus betreut Artisten und Schausteller

Pfarrer Sascha Ellinghaus hat eigentlich keinen festen Wohnsitz. Wie seine Gemeinde: die Schausteller in ganz Deutschland. Von der Bischofskonferenz ist er für sie mit der Seelsorge beauftragt und reist ihnen hinterher. In diesen Tagen ist er auf dem Münchner Oktoberfest „im Einsatz“.

Eine Taufe? Schon mal auf der Fläche beim Autoscooter. Erstkommunion? Schon mal im Sand der Manege. Sascha Ellinghaus kennt das. Der Pfarrer aus Hagen in Westfalen arbeitet als Zirkus- und Schaustellerseelsorger. Seit fünf Jahren ist er zwischen dem „Öcher Bend“ in Aachen und der Kirmes in Zwickau

unterwegs, zwischen einem Volksfest in Berchtesgaden und einem Zirkus in Kiel.

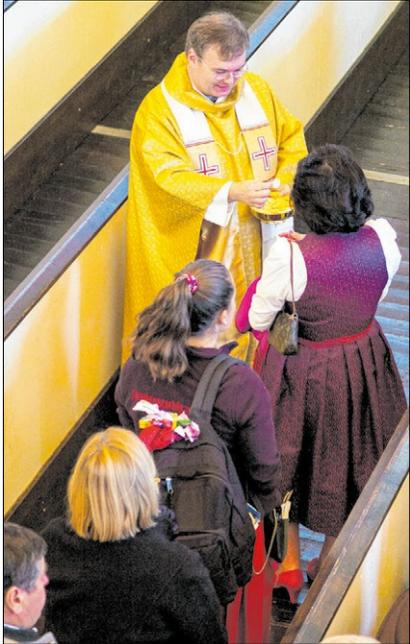
Er tauft Kinder und Erwachsene, führt Kinder zur Erstkommunion, traut junge Paare, segnet neue Wohnwagen und neue Fahrgeschäfte, ob „Krake“ oder Achterbahn. Sakramente spenden und segnen – wie

Enge Familienbände

„Die Schausteller leben in starken und engen Familienverbänden. Man bleibt auch im Alter möglichst lange dabei, versucht das Altenheim zu vermeiden“, sagt Ellinghaus. „Wenn jemand stirbt, ist die Trauer immer sehr groß.“ Wie der Wunsch nach dem Pfarrer. Ihrem eigenen Pfarrer, dem Schaustellerseelsorger. Der kann das gut verstehen. „Sie sind doch immer unterwegs und immer an einem anderen Ort. Die Heimat ist immer da, wo gerade der Wohnwagen steht.“ Da sollte wenigstens die Seelsorge Beständigkeit vermitteln, durch den nur für sie zuständigen Pfarrer. „Das versuchen wir anzubieten und zu gewährleisten.“ Auch im Trauerfall.



▲ Katholischer Gottesdienst mit Pfarrer Sascha Ellinghaus in einem Zelt auf dem Münchner Oktoberfest 2018.



▲ Kommunionausteilung im Festzelt.

Natürlich gehe der Betrieb im Zirkus und beim Fahrgeschäft weiter. „Die Schausteller erbringen wie immer ihre Leistung, weil draußen Menschen stehen, die unterhalten werden wollen.“ Erst nachher sei Zeit zum Nachdenken und für die Trauer. „Genau da setzt dann unsere Seelsorge an. Nicht an den bunten Fassaden von Geisterbahn oder Autoscooter, im Glitzerlicht der Manege. Sondern bei den Menschen, die dahinter stehen und für dieses Unterhaltungsevent arbeiten.“

Mit vielen befreundet

Dass er unter Zirkusleuten und Schaustellern inzwischen gut bekannt und mit vielen gut befreundet ist, macht ihm die Arbeit leichter. Sascha Ellinghaus lebt in Hagen („Ganz nah an einer Autobahnauffahrt!“). Sein Büro hat er in Bonn bei der Bischofskonferenz. Aber übers Jahr lebt er meist auf Zirkusplätzen, Volksfesten und Weihnachtsmärkten, oft auf der Autobahn.

Wo ist seine eigene Heimat? Als Kind hat er in Hessen und im Ruhrgebiet gelebt, in Hagen sein Abitur gemacht, dann Theologie studiert. 1998 wurde er in Paderborn zum Priester geweiht. Zuletzt war er Leitender Pfarrer in Dortmund und betreute fünf Gemeinden. Die Schaustellerseelsorge hatte er daneben schon seit 2002 ehrenamtlich unterstützt.

Seit 2014 leitet er nun hauptamtlich das Referat Zirkus- und Schaustellerseelsorge der Bischofskonferenz. Immer noch eine spannende Aufgabe, wie er findet. „Wir haben ja keine Kirche und kein Gemeindezentrum. Wir müssen immer hingehen zu den Menschen auf ihren Plätzen und ihr Vertrauen gewinnen.“ Hingehen heißt für den Pfarrer auch: ein Rundgang über

den Festplatz, Gespräche führen, mal mit dem Riesenrad fahren, sich mal in eine Zirkusvorstellung setzen. „Achtung zeigen vor ihrer Arbeit“, nennt er das. Ellinghaus weiß schließlich, wieviel Arbeit hinter der „Glitzerwelt“ steckt.

Immer unterwegs und viel Arbeit, die meisten Volksfeste am Wochenende – ein normales kirchliches Leben mit dem Gottesdienstbesuch am Sonntag hätten Schausteller noch nie führen können, sagt der Pfarrer. „Aber sie leben sehr traditionsverbunden, und das gilt auch für ihr Verhältnis zu Glauben und Kirche.“ Deshalb sei es ihnen so wichtig, dass der Pfarrer gerade zu den großen Ereignissen des Lebens bei ihnen sei. „Die feiern sie am liebsten auf dem Kirmesplatz, um die Kirche am Ort ihres Lebens zu haben.“

Für Ellinghaus ist das kein Problem. Er hat in seinem Transporter alles dabei. Gewänder, Altardecken, Kreuze, Leuchter, Osterkerze, E-Piano. „Dieser Ort soll wirklich eine sakrale Atmosphäre haben, ein Kirch-Ort sein.“ Das sei auch den Schaustellern wichtig. Ihre Arbeitswelt sei ja kaum getrennt vom privaten Leben. „Da finden sie es sehr schön, dass sie genau dort auch ihren Glauben leben und die Sakramente empfangen können.“

Franz Josef Scheeben



▲ Seelsorger bei einem Spitzenzirkus: Pfarrer Sascha Ellinghaus nach einer Taufe beim Zirkus Roncalli in Köln. Links Direktor Bernhard Paul. Foto: kath-css

Info

Pünktlich zur „Wiesn“: Hofbräuhaus mit neuer Schankanlage

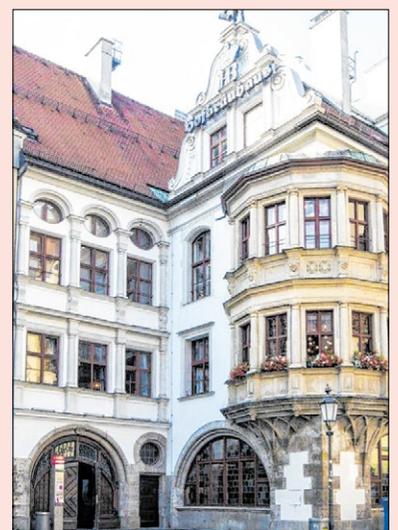
Das weltweit bekannteste Volksfest Deutschlands – das Oktoberfest – erwartet vom 21. September bis 6. Oktober wieder hunderttausende Besucher aus aller Welt. Pünktlich zur „Wiesn“ hat das Münchner Hofbräuhaus eine neue, hochmoderne Schankanlage.

„In München steht ein Hofbräuhaus – oans, zwoa, gsuffa!“ heißt es in einem Trinklied aus den 1930er Jahren. Wenn die Blasmusik „Ein Prosit der Gemütlichkeit“ intoniert, dann heben Einheimische und Gäste ihre Maßkrüge und prostern einander zu. So ein Schluck kühler Gerstensaft ist eine erfrischende Sache, völkerverbindend zudem. Seit mehr als 400 Jahren wird im Staatlichen Hofbräuhaus bayerische Gemütlichkeit gepflegt. Das Haus am Platzl mit seinem prägnanten Erker ist jedoch jünger. Es entstand Ende des 19. Jahrhunderts im Stil der Neorenaissance. Die Zeit ist aber nicht stehengeblieben. Nach mehrjährigen Baumaßnahmen hat kürzlich der bayerische Finanz- und Heimatminister Albert Füracker (CSU) mit den Wirten Wolfgang und Michael Sperger die neue Schankanlage vorge-

stellt. Gespeist wird sie aus einem der modernsten Biertankeller, der 48000 Liter vorhält. Von hier aus werden fünf Schenken versorgt. Damit das Bier noch frischer zum Gast kommt, wurden über 850000 Euro investiert.

Dass der Staat eine eigene Brauerei betreibt, hat mit Herzog Wilhelm V. zu tun. Der Wittelsbacher, „der Fromme“ genannt, förderte nicht nur die katholische Kirche, indem er mit Sankt Michael in München das größte Renaissancegotteshaus nördlich der Alpen errichten ließ. Auch das leibliche Wohl lag ihm am Herzen. Weil der zunehmende Bierkonsum am Hofe ins Geld ging, ließ er 1589 aus Spargründen das Hofbräuhaus errichten, um eigenes Bier zu brauen.

2018 zählte das berühmteste Wirtshaus der Welt rund 1,6 Millionen Besucher, die 1,65 Millionen Liter Bier tranken. Nicht nur Touristen finden den Weg hierher. Auch mehr als 100 Stammtische gibt es, sagt Brauereidirektor Michael Möller. Die gut 4000 Stammgäste haben ihre eigene Währung mit den „Bierzeichen“, von denen eines den Wert einer Maß hat, nämlich 9,20 Euro.

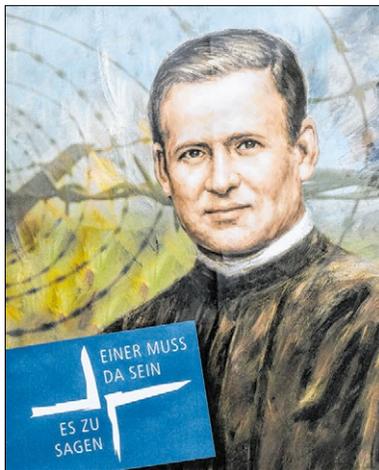


▲ Das Hofbräuhaus in München.

Jedes Jahr am Heiligen Abend lädt übrigens der Katholische Männerfürsorgeverein in den großen Festsaal des Hofbräuhauses ein. Wo im Frühjahr mit viel Polit-Prominenz der Maibockanstich stattfindet, feiern im Winter an die 800 Bedürftige, die auf der Straße, in Heimen oder Pensionen leben, in festlichem Rahmen Weihnachten.

Barbara Just

Kurz und wichtig



Seligspredung

In einem feierlichen Gottesdienst im Limburger Dom hat Kurienkardinal Kurt Koch am Sonntag den im KZ Dachau gestorbenen Pallottinerpater Richard Henkes (1900 bis 1945; Foto: KNA) seliggesprochen. An der Zeremonie nahmen etwa 1000 Gäste teil, darunter zahlreiche Besucher aus Tschechien und Polen. Koch verlas das Apostolische Schreiben von Papst Franziskus, das Henkes als Verkünder des Evangeliums und heroischen Zeugen der christlichen Liebe auszeichnet. Der Ordensmann hatte sich in Dachau freiwillig um Typhusranke im sogenannten „Tschechen-Block“ gekümmert und war am 22. Februar 1945 selbst an der Krankheit gestorben.

Entschädigung

Der Trierer Bischof Stephan Ackermann hat eine Änderung des kirchlichen Entschädigungssystems für Opfer sexuellen Missbrauchs angedeutet. Er gehe davon aus, dass Betroffenen künftig deutlich höhere Summen gezahlt werden könnten, sagte der Missbrauchsbeauftragte der Deutschen Bischofskonferenz. Er bestätigte, dass Summen von bis zu 300.000 Euro im Gespräch seien. Aber: „Wofür wir uns am Ende entscheiden, weiß ich momentan auch noch nicht.“

Kinder-Rosenkranz

Das katholische Hilfswerk „Kirche in Not“ ruft alle Kinder weltweit auf, am 18. Oktober an der Aktion „Eine Million Kinder beten den Rosenkranz“ teilzunehmen. Die Initiative widmet sich in diesem Jahr dem Thema Mission, denn Papst Franziskus hat für Oktober einen außerordentlichen Monat der Weltmission ausgerufen. Deshalb soll mit den Kindern insbesondere für Missionare und neue missionarische Berufungen gebetet werden. Weitere Informationen dazu finden sich im Internet unter www.kirche-in-not.de.

Orgelsanierung

Die Passauer Domorgel wird generalsaniert. Das mit 17.974 Pfeifen und mehr als 200 Registern weltweit größte Instrument seiner Art leidet unter Staub, Schimmelbefall und Materialermüdung, berichtet das „Passauer Bistumsblatt“. Für die Beseitigung der Schäden seien fünf Jahre angesetzt. Während der Arbeiten werde die Orgel aber nie völlig verstummen, sondern – wenn auch eingeschränkt – zu den gewohnten Zeiten erklingen, heißt es. Die letzte große Instandsetzung liegt fast 40 Jahre zurück.

Wo war Emmaus?

Jüngste Grabungen an einer 2200 Jahre alten hellenistischen Festung in Kirjat Jearim bei Abu Gosch geben möglicherweise Aufschluss über die Lokalisierung des biblischen Ortes Emmaus. Die Funde stützen laut den Archäologen die Theorie, dass es sich bei dem Bollwerk um jenen Ort handeln könnte, der im 1. Makkabäerbuch sowie vom antiken jüdischen Schriftsteller Flavius Josephus als Emmaus bezeichnet wird, berichtet die Tageszeitung „Haaretz“. Die Forschungsergebnisse sollen am 24. Oktober in Jerusalem vorgestellt werden.



▲ Kardinal Reinhard Marx (links) bei der erweiterten Gemeinsamen Konferenz von Bischöfen und Laien zur Vorbereitung des „synodalen Wegs“ in Fulda. Foto: KNA

Preisgabe des Profils?
Debatte um den „synodalen Weg“ geht weiter

FULDA (KNA) – Nach der Kritik aus dem Vatikan geht die Debatte über Reformen in der katholischen Kirche weiter. Dabei wies der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, am Wochenende die Kritik zurück und kündigte für die nächsten Tage klärende Gespräche in Rom an.

Bei einem Vorbereitungstreffen in Fulda bekräftigten Bischöfe und Laien, sie wollten am „synodalen Weg“ festhalten. Unterdessen wurde ein Gegenentwurf für den „synodalen Weg“ veröffentlicht, den der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki und der Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer verfasst hatten und den die Mehrheit der Bischöfe im August abgelehnt hatte. Dieser Entwurf setzt in erster Linie auf Neuevangelisierung und eine stärkere Vermittlung von Glaubensinhalten.

In einem Schreiben an den Vatikan hat Kardinal Marx betont, es wäre hilfreich gewesen, wenn die römische Seite vor der „Versendung von Schriftstücken“ das Gespräch gesucht hätte. Die Bischofskongregation hatte die deutschen Bischöfe ermahnt, sich keine Entscheidungskompetenzen für Fragen anzumaßen, die allein auf weltkirchlicher Ebene entschieden werden könnten. Marx betonte, der Großteil der Vorwürfe treffe nicht zu und beruhe zum Teil auch auf längst überholten Entwürfen für die Satzung des „synodalen Wegs“.

Bei einem zweitägigen Treffen führender Vertreter der Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zur Vorbereitung des „synodalen Wegs“ verfassten die Teilnehmer einen Brief an

Papst Franziskus und betonten, sie hätten bei ihren Planungen „sowohl die Einheit der ganzen Kirche als auch die Situation vor Ort im Blick“. Zugleich wurden vier Arbeitspapiere als Grundlagen für weitere Beratungen veröffentlicht: Darin geht es um Sexualmoral, priesterliche Lebensform, Macht und Gewaltenteilung sowie die Rolle von Frauen.

Alternativer Entwurf

Unterdessen veröffentlichte das Bistum Regensburg einen alternativen Entwurf für den „synodalen Weg“. Diesen hatten Bischof Voderholzer und Kardinal Woelki im August beim Ständigen Rat vorgelegt. Das Gremium der 27 Ortsbischöfe hatte die Vorlage den Angaben zufolge diskutiert und danach mit „21 zu 3 Stimmen (bei 3 Enthaltungen)“ abgelehnt.

Voderholzer machte deutlich, dass er nicht den „synodalen Weg“ als solchen kritisiere, aber die bisher erfolgte „konkrete Gestaltung“. Was derzeit als Reform vorgeschlagen werde, sei die „Aufgabe des katholischen Profils und die Preisgabe wichtiger Elemente“.

Das Forum Deutscher Katholiken kritisierte die Reformdebatten beim „synodalen Weg“. Zugleich dankte die konservative Initiative der Bischofskongregation im Vatikan sowie den Bischöfen Woelki und Voderholzer. Der Reformdebatte in Deutschland liege „ein falsches Kirchenverständnis zugrunde“, und der „synodale Weg“ beruhe auf dem „irrigen Verständnis, die Kirche sei eine quasidemokratische Institution, aber nicht die Stiftung Jesu Christi, in der sein Wort und die Lehre seiner Kirche gelten“.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 36

„Was tun Sie für den Umweltschutz und mehr Nachhaltigkeit im Alltag?“

44,8 % Regionale Produkte kaufen und das Auto öfter stehenlassen genügt.

8,8 % Keine Flugreisen mehr, Verzicht auf Fleisch – Greta macht es vor.

46,4 % Ich lebe wie immer. Jetzt sind erstmal die Industrienationen gefragt.

KARDINAL ODILO SCHERER WIRD 70

Kein Mann für das Schema

Noch immer gilt der Erzbischof von São Paulo als potenzieller Papst-Nachfolger

Anpackend, ausdauernd, durchsetzungsstark: Dieses Bild machen sich viele von Kardinal Odilo Scherer. Andere haben das Bild eines kühlen, eher distanzierten Hirten vor Augen. Zusammen ergibt das einen Deutschbrasilianer mit Führungsqualität.

Als der Urgroßvater von Pedro Odilo Scherer in den 1880er Jahren aus dem saarländischen Theley auswanderte, träumte er sicher von vielem – aber wohl nicht davon, dereinst den Erzbischof von São Paulo zu seinen Nachkommen zu zählen. Seit März 2007 leitet Scherer die mehr als fünf Millionen Katholiken der brasilianischen Metropole. Der Kardinal zählt damit zu den einflussreichsten Kirchenmännern Amerikas.

Am 21. September wird er 70 Jahre alt. Wer Scherer im tropischen Brasilien im Amt erlebt, mag den Eindruck von freundlich-reservierter Noblesse und etwas steifer Würde gewinnen. In seiner Heimat gilt er gar als Konservativer – doch das liegt wohl auch an seiner „deutschen“ Zurückhaltung, die im emotional gesteuerten Brasilien leicht als Distanz gewertet werden kann.

Doch „Dom Odilo“ geht immer auch dahin, wo es wehtut: in die Favelas, die Elendsviertel der Armen. In Lateinamerika lobt man seine Tatkraft, Hartnäckigkeit und seinen Gestaltungswillen. Dabei passt das gängige Schema von „konservativ“ oder „progressiv“ wohl auf wenige weniger als auf Scherer.

Sozial, aber nicht links

Die Befreiungstheologie erklärt Scherer für überwunden. Dabei erweist er sich selbst in seiner Diözese als volksnah und stark sozial engagiert: ein nicht seltenes Phänomen der aktuellen Bischofsgeneration Lateinamerikas. Allerdings ist sein Ansatz nicht „ideologisch links“ motiviert, wie er es ausdrücken würde. Scherer setzt in der Seelsorge stark auf Laien – und auf junge charismatische Gemeinschaften, die mit traditioneller Frömmigkeit und teils unkonventionellen Methoden Wege zu den Armen, Drogensüchtigen und zur sozial gefährdeten Jugend suchen.

Zu „seinen“ Themen in Brasilien, dem mit rund 140 Millionen an Ka-



▲ Kardinal Odilo Scherer im März 2018 zu Beginn der Karwoche bei der Segnung der Palmzweige. Jetzt wird der Erzbischof, den manche für einen potentiellen Papst-Nachfolger halten, 70. Foto: imago/Zuma Press

tholiken reichsten Land der Welt, zählen die ungerechte Landverteilung als Ursache sozialer Konflikte und der Kampf gegen Sklaverei, Korruption und Menschenrechtsverletzungen. Im Umgang mit den selbst ernannten Bischöfen der aufstrebenden Pfingstgemeinschaften und evangelikalen Sekten und ihrem Hang zu Luxuslimousinen zeigt der U-Bahn-Fahrer Scherer klare Kante.

Er scheut sich nicht, die Wunderversprecher als „moderne Scharlatane“ zu bezeichnen: Wer dreimal von sogenannten Christen belogen werde, besuche danach lieber gar keine Kirche mehr. Stattdessen setzt der Oberhirte der 20-Millionen-Metropole konsequent auf die Glaubensvermittlung an die Jugend und Konzepte der Neuevangelisierung. Auch in den Sozialen Netzwerken ist Scherer seit langem als „Menschenfischer“ unterwegs.

Der Kardinal verschließt nicht die Augen vor den sozialen Verwerfungen in den endlosen Slums, wo sich die Baracken so fest wie eben möglich an die steilen Hänge heften und wo die Abwässer in offenen Gräben zu Tal laufen. Hunger, Gestank, Kriminalität, Drogen, Alkohol und Trostlosigkeit bestimmen das Bild in vielen Favelas von São Paulo.

Weichere Aussprache

Otto Scherer wurde am 21. September 1949 in Cerro Largo im südlichen Bundesstaat Rio Grande do Sul in eine kinderreiche Familie hineingeboren – als siebtes Kind. Seit seiner frühen Jugend nannte er sich selbst „Odilo“, der weicheren Aussprache wegen.

Als Neffe von Kardinal Alfredo Vicente Scherer (1903 bis 1996) absolvierte er eine geradlinige Kirchenkarriere mit Studium in Rom

und Mitarbeit in der vatikanischen Bischofsgeneration. Er wurde Generalsekretär der Brasilianischen Bischofskonferenz und schließlich 2007 Erzbischof von São Paulo.

Noch als einfacher Pfarrer machte Scherer Mitte der 80er Jahre Urlaubsvertretungen im hessischen Bad Vilbel. Als Theologieprofessor lehrte er auch in Frankreich, England und den USA. Er kennt viele Welten der Weltkirche und spricht sechs Sprachen fließend, darunter auch Deutsch.

Vor dem Konklave vom März 2013, aus dem der 76-jährige Jorge Mario Bergoglio als erster Papst aus Lateinamerika hervorging, wurden auch Scherer gute Chancen eingeräumt. Mit damals 63 Jahren wäre er noch ziemlich jung für einen Papst gewesen. Aber auch mit 70 plus muss der Zug ja noch nicht abgefahren sein.

Alexander Brüggemann



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat September

Dass Politiker, Wissenschaftler und Ökonomen zusammenarbeiten, um die Weltmeere und Ozeane zu schützen.



EU IN DER PFLICHT

Für Flüchtlingskinder in Griechenland

ATHEN (KNA) – Die Situation der Kinder in griechischen Flüchtlingscamps wird nach Ansicht der SOS-Kinderdörfer durch steigende Migrantenzahlen immer dramatischer. „Viele Kinder leben seit Jahren in Flüchtlingscamps. Das ist ein untragbarer Zustand“, sagte George Protopapas, Leiter der Hilfsorganisation in Griechenland. Manche seien suizidgefährdet.

„Bei der Arbeit auf Lesbos erleben wir oft Kinder, die eine traumatische Flucht bewältigen müssen und sich in einer Situation ohne Perspektive befinden“, erklärte er. Dies habe „massive Auswirkungen auf ihre physische wie psychische Gesundheit“. Der Anstieg von Migranten verschlimmere eine Lage, die außer Kontrolle geraten sei. „Bereits jetzt leben hier 80 000 Menschen unter inhumanen Bedingungen.“ Gefährdet seien besonders alleinreisende Kinder.

„Sämtliche EU-Länder müssen Verantwortung übernehmen“, forderte Protopapas. „Dann brauchen wir eine Beschleunigung der rechtlichen Verfahren und einen Plan, der zu dauerhaften, menschlichen Regelungen führt.“ Im August kamen laut Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen rund 8000 Flüchtlinge in Griechenland an.

Papst: Kritik „immer hilfreich“

Franziskus verurteilt bei Afrika-Rückflug jedoch versteckte Vorwürfe

ROM – Nein, er fürchte sich nicht vor einem Schisma – allerdings bete er darum, dass es keines gebe. Das vertraute Papst Franziskus den mitreisenden Reportern beim Rückflug von seiner Südostafrikareise an.

Keiner Frage, die ihm die rund 60 Reporter stellten, wich Papst Franziskus am Dienstag vor einer Woche bei der „Fliegenden Pressekonferenz“ von Mauritius nach Rom aus. Ein Journalist aus den USA sprach ihn unter anderem darauf an, wie er mit Kritik umgehe und ob er ein Schisma fürchte. Gerade die Katholiken in den USA seien sehr gespalten und durchaus kritisch, was sein Pontifikat betrifft.

Der Heilige Vater entgegnete, Kritik käme „nicht nur von Amerikanern, sondern ein bisschen von überall her“. Kritische Worte höre er „auch in der Kurie“, und grundsätzlich sei das „immer hilfreich“, auch wenn es einen manchmal „ärgerlich“ mache.

Weiter sagte er: „Wenigstens haben die, die Kritik offen aussprechen, den Vorteil der Ehrlichkeit! Mir gefällt es nicht, wenn Kritik unter dem Tisch erfolgt. Das ist nicht loyal, es ist nicht menschlich.“ Kritik vorbringen, ohne in einen Dialog einzutreten, heiße, dass man die Kirche nicht liebt, sondern einer fixen Idee folgt, etwa: Da will jemand einen anderen Papst oder ein Schisma einleiten.

Welche Reaktionen gab es im Vatikan auf die deutlichen Worte des Papstes? „Ich denke, jeder gute Katholik hat eine starke Angst, dass ein Schisma auftreten könnte“, sagte der italienische Kirchenhistoriker Roberto de Mattei, Leiter der katholischen Zeitschrift „Corrispondenza Romana“ und einer der bekanntesten Kritiker des Papstes in Rom.

De Mattei fügte an, es erscheine ihm „merkwürdig, dass die herausforderndsten und provokantesten Aussagen von Papst Franziskus im-



▲ Schlagfertig war Franziskus auf dem Heimflug von der Afrikareise nach Rom gegenüber den Fragen US-amerikanischer Journalisten. Foto: KNA

mer auf dem Rückflug einer Auslandsreise geäußert werden, als ob sie aus den Wolken über eine zunehmend desorientierte katholische Öffentlichkeit herunterfallen müssen.“

„Sprengstoff“ bei Synode

Der italienische Vatikan-Korrespondent Sandro Magister sagte, Angst vor einer Spaltung sei immer vor einer Bischofssynode zu spüren. Gerade die nächste Synode zum Thema „Amazonien“ berge „gefährlichen Sprengstoff“, etwa die Debatte um die Zulassung von verheirateten Männern zum Priesteramt.

„Das Grundproblem ist, dass der Papst die US-amerikanischen Katholiken für ein mögliches Erdbeben verantwortlich machen will“, sagte De Mattei. „In einer früheren Erklärung machte er deutlich, dass es ihm eine Ehre ist, von den Amerikanern kritisiert zu werden, und zwar unter Bezugnahme auf konservative katholische Kreise in den Vereinigten Staaten.“

Seitens eines Kurienkardinals oder eines Bischofs gab es bisher keine Reaktionen.

Bei der „Fliegenden Pressekonferenz“ hatte der Papst weiter ausgeführt, es habe in der Kirche in der jüngeren Vergangenheit schon mehrfach Spaltungen gegeben. Dabei verwies er auf den Protest der Altkatholiken gegen das Erste Vatikanische Konzil und auf die Piusbruderschaft. Er betonte: „Ich habe keine Angst vor Schismen! Doch ich bete darum, dass es keine geben möge. Der Weg des Schismas ist nicht christlich.“

Schismatiker lösten sich „vom Volk, vom Glauben des Volkes Gottes“, sagte Franziskus. Dass die Kirche in Bewegung sei, liege am Zweiten Vatikanischen Konzil, „nicht an diesem oder jenem Papst“. Nachdrücklich verteidigte er eine Kontinuität seiner Soziallehre zu der von Johannes Paul II. „Ich kopiere ihn!“, sagte er.

Eindringlich warnte Franziskus „vor Schulen der Strenge in der Kirche“. Diese seien „pseudo-schismatische christliche Wege, die übel enden“. „Wenn ihr strenge Christen, Bischöfe, Priester seht, dann stecken dahinter Probleme, nicht die Heiligkeit des Evangeliums.“

DIE WELT



OFFENES OHR FÜR DIE ÄRMSTEN

Medizin, eine Decke, ein Lächeln

Päpstliches Krankenhaus beim Petersplatz behandelt Bedürftige kostenlos

ROM – Krank, kein Dach über dem Kopf, kein richtiges Bett – ein Albtraum. Um Obdachlosen und Bedürftigen zu helfen, wurde auf persönlichen Wunsch von Papst Franziskus 2015, im Heiligen Jahr der Barmherzigkeit, eine eigene Klinik eröffnet. Seit ihrem Bestehen erhielten 4000 Menschen unter den Kolonnaden beim Petersplatz ärztliche Behandlung.

„Wer uns braucht, muss einfach nur durch die automatische Tür neben der Kolonnade gehen“, sagt Ärztin Lucia Ercoli. Die selbstöffnende Tür erinnere sie an eine Kirche, die wie eine Mutter die Armen umarme, fügt sie an. „Eine Mutter beugt sich über die Bedürftigen und gewährleistet eine freie Versorgung“, sagt sie. „Was wir tun, ist im Grunde nichts Besonderes. Wir verbinden einen verwundeten Fuß, geben eine Decke und versuchen, jede Krankheit zu heilen. Wir tun es mit Christus.“

Ercoli ist Gesundheitsdirektorin der Ärztevereinigung „Solidaritätsmedizin“ und arbeitet als Fachärztin im Vatikan. Die Initiative, erklärt sie, sei auf Wunsch des Papstes entstanden.

► Gesundheitsdirektorin Lucia Ercoli (Zweite von rechts) und den anderen Ärzten und Krankenschwestern im päpstlichen Krankenhaus ist jeder willkommen, der medizinische Hilfe benötigt.



Das Personal unterstützen angehende Ärzte, die noch an der römischen Universität Tor Vergata studieren. Das päpstliche Almosenamt hat in den vergangenen vier Jahren einige diagnostische Geräte für Gesundheitstests, vor allem aber Medikamente finanziert.

Dass die freiwilligen Ärzte und Krankenschwestern dramatische Notfälle behandeln müssen, kommt zum Glück nur selten vor. Meist überreicht das Team der Ärztin Lucia Ercoli Tabletten gegen Kopf-

schmerzen oder Übelkeit. Die Kranken können es sich nicht leisten, Arzneien in der Apotheke zu kaufen. Das Ärzteteam spricht mit ihnen auch über Gesundheitsprävention.

„Ein liebevolles Wort“

„Es ist alles andere als gesund, die ganze Zeit auf den schmutzigen Straßen Roms zu übernachten“, sagt Ercoli. Wer zu ihr kommt, ist oft ängstlich, leidet durch die Kälte oder ist desorientiert. „Meistens brauchen die Menschen Beruhigung, ein Lächeln, ein liebes Wort“, sagt die Ärztin. Die Patienten sind vorwiegend Obdachlose, die rund um den Petersplatz leben. Es kommen aber auch junge Menschen, Drogenabhängige, Einsame, Arbeitslose. Sie entstammen allen Schichten.

In der Krankenstation des Papstes sei jeder willkommen, sagt Ercoli. In den vergangenen vier Jahren wurden über 4000 Menschen aller Altersgruppen ärztlich betreut – Kinder, ältere Menschen und Schwangere. Letzteren sind besondere Besuche und Kontrollen gewidmet.

Inzwischen hat es sich unter den Armen herumgesprochen, dass es beim Petersplatz eine kostenlose me-

medizinische Anlaufstelle extra für sie gibt. Jeden Montag und Donnerstag ist spezielle Armensprechstunde.

Die 45-jährige Anna ist mittlerweile eine langjährige Patientin. Die alleinerziehende Mutter von drei Kindern ist froh, dass sie hier Hilfe erhält. Medizinische Unterstützung braucht sie wegen schwerer gesundheitlicher Probleme. Die Ärzte der „Solidaritätsmedizin“ haben es auch veranlasst, dass das jüngste ihrer Kinder in einer Kinderkrippe aufgenommen wurde. Das päpstliche Almosenamt sorgt dafür, dass sie finanzielle Unterstützung für Miete und Lebenshaltungskosten erhält.

„Hier gibt es die Möglichkeit, in kürzester Zeit Fachärzte zu erreichen und sogar besondere Gesundheitsuntersuchungen durchführen zu lassen, die man nur in Spezialkliniken machen könnte“, berichtet Anna. Die Bürokratie der römischen Krankenhäuser gebe es nicht. „Man findet Menschen, die nicht hinter einer Glaswand sitzen, sondern immer ein Lächeln haben, sie hören einem wirklich zu“, sagt die 45-Jährige und lächelt. Umgekehrt findet Lucia Ercoli: „Ein solches Lächeln ist der beste Lohn, den man als Ärztin erhalten kann.“ *Mario Galgano*



◄ Durch das offene Tor zum offenen Ohr: Eine Frau auf dem Weg zum Eingang zur Klinik unter den Kolonnaden.

Fotos: Galgano

Aus meiner Sicht ...



Birgit Kelle ist freie Journalistin und Vorsitzende des Vereins „Frau 2000plus“. Sie ist verheiratet und Mutter von vier Kindern.

Birgit Kelle

„Nachlass“ eines Abtreibungsarztes

Während an diesem Samstag wieder tausende Menschen beim „Marsch für das Leben“ in Berlin für ein Lebensrecht auch ungeborener Kinder demonstrieren, wird in den USA in einer Kleinstadt bei Chicago immer noch ein Grundstück von der Polizei durchkämmt, auf dem 2246 Embryonen als medizinische Präparate gefunden wurden – der makabre „Nachlass“ eines Abtreibungsarztes. Es ist das schaurige „Lebenswerk“ von Dr. Ulrich Klopper, der in seinem Leben Zehntausende von Kindern abgetrieben haben soll und dabei mehrfach seine Lizenz als Arzt entzogen bekommen hat, zuletzt im Jahr 2017. Nach seinem Tod fanden Angehörige die Embryonen, deren Herkunft niemand kennt.

Vorige Woche meldeten amerikanische Medien, dass allein die Überprüfung von drei der 50 US-Bundestaaten ergeben hat, dass in den vergangenen Jahren hunderte von Kindern bei ihrer Abtreibung „versehentlich“ lebend geboren wurden. Man ließ sie danach einfach unversorgt liegen, bis sie starben.

Wer wissen will, wie eine Gesellschaft aussieht, in der der Mensch nicht mehr heilig ist, in der das Kind im Mutterleib freigegeben ist, der kann es wissen. Wir haben weltweit genug Anschauungsmaterial. Wie etwa in New York, wo man Abtreibung bis in den neunten Monat bis zum Einsetzen der Wehen legalisiert hat. Das sind lebensfähige Kinder! Sie müssen aber erst das andere Ende

des Geburtskanals erreichen, um Menschenwürde zu erlangen. Wir müssen aufhören, so zu tun, als wisse man nicht, was kommt, oder als würde eine Legalisierung von Abtreibung die Zahlen sinken lassen. Das sind die Verschleierungs-Märchen der Abtreibungslobby.

Genau das Gegenteil ist der Fall: Die Zahlen steigen stattdessen, und die Abstumpfung und Verrohung der Gesellschaft gleich mit. Zehntausende von Kindern abgetrieben zu haben ist nicht das Lebenswerk eines Frauenversteherers. So inszenierte sich Dr. Klopper gerne. All die Hänels, Stajfs und Co. tun es auch. Allein in Deutschland dürfen jedes Jahr 100 000 Kinder nicht zur Welt kommen. Eine traurige Todesbilanz.



Siegfried Schneider ist Präsident der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien und Vorsitzender der Kommission für Jugenschutz.

Siegfried Schneider

Debatte ja, Hass nein

Hass und Hetze in den sozialen Netzwerken verändern und vergiften die gesellschaftliche Debatte. Journalisten werden beleidigt, diffamiert und angegriffen. Ganz klar – Sprache bedeutet Macht. Nicht erst Donald Trump, sondern schon die antiken Rhetoriker haben das Wort als Waffe gezielt eingesetzt. Fest steht jedoch: Die Anonymität und Distanz im Internet machen diese Waffe noch gefährlicher.

Was Menschen anderen zum Teil online an den Kopf werfen, würden sie ihnen vermutlich nicht direkt ins Gesicht sagen. Im Digitalen aber bleibt die Empathie leider nicht selten auf der Strecke. Es wird beleidigt, beschimpft, belogen. Solche Hasskommentare sind weder ein Kavaliersdelikt, noch fallen

sie unter das hohe Gut der Meinungsfreiheit. Ganz im Gegenteil – sie sind strafbar.

Die Initiative „Justiz und Medien – konsequent gegen Hass“, ein neues Projekt der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien und des Bayerischen Staatsministeriums für Justiz, etabliert gerade Verfahren zur raschen Verfolgung möglicher Täter. Bereits ab Herbst sollen Medienunternehmen in einem einfachen und effizienten Verfahren leichter Strafanzeige – etwa wegen volksverhetzender Kommentare auf den von ihnen betriebenen Plattformen – stellen können. Als zentraler Ansprechpartner für die Redaktionen in Bayern fungiert die Staatsanwaltschaft München I.

In Nordrhein-Westfalen arbeitet die Initiative „Verfolgen statt nur löschen“ schon seit einiger Zeit erfolgreich mit dieser Methode. Ähnliche Projekte sind in Bremen, Hessen und auch in Mitteldeutschland in Planung. Nicht einfach nur löschen, sondern auch verfolgen lautet dabei das gemeinsame Ziel im Sinne einer vernünftigeren und zivilisierten Debattenkultur im Internet.

Die Landeszentrale wird dieses wichtige Thema deshalb auch in ihre Ausbildungswerkshops für Volontäre bei privaten Radio- und TV-Sendern aufnehmen. Debatte ja, Hass nein – das muss das Motto der Kommunikation im Netz in der digitalen Gesellschaft sein.



Peter Paul Bornhausen ist Redakteur unserer Zeitung.

Peter Paul Bornhausen

Klimawandel hat auch sein Gutes

Ein Grund für die kommende Wiederwahl von Donald Trump heißt Bernie Sanders. 2016 wurde er erst spät von Hillary Clinton aus dem Rennen um die Präsidentschaftskandidatur geworfen. 2020 will er es noch einmal wissen und reiht sich in die Gruppe der weithin indiskutablen Präsidentschaftskandidaten der Demokraten ein.

Sanders hält Abtreibungen für eine geeignete Methode, um die Klimakatastrophe aufzuhalten. Er bejahte im Fernsehen die Frage, ob Geburtenkontrolle zu seiner Klimawandel-Agenda gehören würde, und sprach sich für „reproduktive Entscheidungen“ – so werden Abtreibungen sanft umschrieben – von Frauen in ärmeren Ländern aus.

So hat der Klimawandel auch was Gutes: Er reißt vielen Sozialisten die humane, kosmopolitische und aufgeklärte Maske vom Gesicht. Sanders' Position ist nämlich erstens von Grund auf chauvinistisch: Jeder normal empfindende Mensch findet es schäbig, wenn ein Mann einer Frau in einer Notlage nichts anderes anzubieten hat, als ihr Kind „wegzumachen“. Frauen, die sich diese Haltung zu eigen machen und ein Recht auf Abtreibung fordern, sollte das nachdenklich stimmen.

Zweitens stellt sich der rosig-weiße Senator aus dem Bundesstaat Vermont offen als Rassist heraus. Es ging bei seiner Aussage ja letztlich darum, sich die „überzähligen“ Kinder in ärmeren Ländern vom Leibe zu halten,

mithin: den schwarzen und kaffeebraunen Nachwuchs.

Drittens kann Sanders wie die meisten Sozialisten nicht zählen: Legt man etwa die Einwohnerzahl und Ausdehnung der Stadt Hamburg mit ihren großzügigen Anlagen zugrunde und nimmt dazu die Weltbevölkerung von etwa acht Milliarden Menschen – sie würden alle in ein einziges Land wie Algerien oder den Kongo hineinpassen.

Das sind zwar große Länder, aber die Rechnung hilft, die Dimensionen wieder ins Lot zu bringen. Die Weltbevölkerung passt übrigens zur Gänze auch in den schottischen See Loch Ness hinein. Sagen Sie jetzt nicht, der sei aber auch wirklich schrecklich tief!

Leserbriefe



▲ Deutsche Polizisten und Grenzbeamte reißen am 1. September 1939 einen polnischen Schlagbaum nieder. Das Motiv, das viele mit dem Kriegsbeginn verbindet, ist eine nachgestellte Propagandaaufnahme. Foto: gem

Unschöne Erinnerung an 1939

Zur Berichterstattung über den Beginn des Zweiten Weltkriegs in Nr. 35:

Ich gehe oft erst gegen 18 Uhr am Sonntag zum Gottesdienst und verbinde dies meist mit einem Spaziergang zuvor. So schlenderte ich auch an diesem 1. September am Nachmittag durch die Emichanlage in Hadamar. Urplötzlich riss mich ein lautes Geschrei von zwei Jugendlichen – etwa zehn und zwölf Jahre alt – aus meinem ruhigen meditativen Spaziergang. Sie riefen in „Hitlerlautstärke“ mehrmals: „Juden!“ Wen Sie damit treffen wollten, weiß ich nicht.

Ich bin katholische Christin. Dennoch ging mir das Geschrei durch Mark und Bein – gerade in einem Ort wie Hadamar, an dem halbjüdische Kinder und nicht selten auch getaufte und behinderte christliche Kinder ermordet wurden. Und noch dazu an dem Tag, an dem vor 80 Jahren der Zweite Weltkrieg ausbrach!

Kurze Zeit zuvor hatte ich noch in dem Buch „Die Botschaft der Frau aller Völker“ gelesen, dass Ida Peermann in den frühen 1950er Jahren ein Wiedererstarken von Kommunisten und auch von Menschen geschaut hatte, die das Kreuz wieder zum Hakenkreuz machen wollen, bezogen auf eine spätere Zeit. So bekam ich bei

dem Geschrei ein ganz schaurig-seltsames Gefühl.

Ich frage mich: Wie kann man verhindern, dass zweimal im gleichen Land derselbe Fehler begangen wird? In einen Gottesdienst gehen fast nur noch ältere Menschen. Wie erreicht man da die Kinder, gerade wenn sie aus recht braunem Elternhaus kommen? Gibt es noch Religionsunterricht und eine wirkliche Vorbereitung auf die heilige Kommunion? Wenn die Kirche diese Jugendlichen nicht mehr erreichen kann, um ihnen etwa das Wirken Pater Richard Henkes' oder Maximilian Kolbes nahezubringen, sehe ich „braun“ für unsere Zukunft.

Ich fühlte mich an jenem Sonntag mit der Zeitmaschine in das Jahr 1939 versetzt. Der Abend brachte in den Nachrichten zur Wahl in Sachsen und Brandenburg einen großen Triumph der Populisten. In aller Bescheidenheit möchte ich dazu anregen, über diese Dinge nachzudenken.

Nicole Erbe, 65589 Hadamar

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Das aktuelle
katholische Nachrichten-Magazin

katholisch1.tv

aus dem Bistum Augsburg



Von Tradition und Aufbruch

Die Kirche vor Ort ist für viele Menschen ein wichtiges Stück Heimat – geprägt von Tradition in Gegenwart und Zukunft.

Dort können Sie uns sehen:
bei **a.tv** sonntags,
18.30 Uhr und 22.00 Uhr;
bei **allgäu.tv** sonntags,
19.30 Uhr und 21.30 Uhr,
montags,
2.30, 5.00, 7.30, 10.00 Uhr
(Wiederholungen nur
im Kabelnetz).
Via Satellit zu empfangen
auf ASTRA 1L zu allen
a.tv-Sendezeiten über
den a.tv-HD-Kanal
(Augsburg-Ausgabe)
und sonntags,
19.30 Uhr über den
Kanal „Ulm-Allgäu HD“
(Allgäu-Ausgabe).

„Wir sind immer ganz nah dran.
Bergmessen und Wallfahrten, Feste
und Prozessionen – Glaube ist sichtbar,
im Alltag und am Feiertag.“

Wir begleiten die Menschen in ihrem
Glauben, mit ihren Überzeugungen,
ihren Fragen und ihrem Engagement.

Schauen Sie mal rein! Sehen Sie
unsere Beiträge im Fernsehen,
am PC oder Tablet oder ganz einfach
auf Ihrem Smartphone.“

Ihr Ulrich Bobinger, Programmchef

www.katholisch1.tv

Frohe Botschaft

25. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr C

Erste Lesung

Am 8,4–7

Hört dieses Wort, die ihr die Armen verfolgt und die Gebeugten im Land unterdrückt! Ihr sagt: Wann ist das Neumondfest vorbei, dass wir Getreide verkaufen, und der Sabbat, dass wir den Kornspeicher öffnen können? Wir wollen das Hohlmaß kleiner und das Silbergewicht größer machen, wir fälschen die Waage zum Betrug, um für Geld die Geringen zu kaufen und den Armen wegen eines Paares Sandalen. Sogar den Abfall des Getreides machen wir zu Geld.

Beim Stolz Jakobs hat der HERR geschworen: Keine ihrer Taten werde ich jemals vergessen.

Zweite Lesung

1 Tim 2,1–8

Vor allem fordere ich zu Bitten und Gebeten, zu Fürbitte und Danksagung auf, und zwar für alle Menschen, für die Herrscher und für alle, die Macht ausüben, damit wir in aller Frömmigkeit und Rechtchaffenheit ungestört und ruhig

leben können. Das ist recht und wohlgefällig vor Gott, unserem Retter; er will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.

Denn: Einer ist Gott, Einer auch Mittler zwischen Gott und Menschen: der Mensch Christus Jesus, der sich als Lösegeld hingegeben hat für alle, ein Zeugnis zur vorherbestimmten Zeit, als dessen Verkünder und Apostel ich eingesetzt wurde – ich sage die Wahrheit und lüge nicht –, als Lehrer der Völker im Glauben und in der Wahrheit.

Ich will, dass die Männer überall beim Gebet ihre Hände in Reinheit erheben, frei von Zorn und Streit.

Evangelium

Lk 16,1–13

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Ein reicher Mann hatte einen Verwalter. Diesen beschuldigte man bei ihm, er verschleudere sein Vermögen. Darauf ließ er ihn rufen und sagte zu ihm: Was höre ich über dich? Leg Rechenschaft ab über deine Verwaltung! Denn du kannst nicht länger mein Verwalter sein.

Da überlegte der Verwalter: Was soll ich jetzt tun, da mein Herr mir die Verwaltung entzieht? Zu schwerer Arbeit taue ich nicht und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tun werde, damit mich die Leute in ihre Häuser aufnehmen, wenn ich als Verwalter abgesetzt bin.

Und er ließ die Schuldner seines Herrn, einen nach dem anderen, zu sich kommen und fragte den ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig?

Er antwortete: Hundert Fass Öl. Da sagte er zu ihm: Nimm deinen Schuldschein, setz dich schnell hin und schreib „fünfzig“!

Dann fragte er einen andern: Wie viel bist du schuldig? Der antwortete: Hundert Sack Weizen. Da sagte er zu ihm: Nimm deinen Schuldschein und schreib „achtzig“!

Und der Herr lobte den ungerechten Verwalter, weil er klug gehandelt hatte, und sagte: Die Kinder dieser Welt sind im Umgang mit ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichtes.

Ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit ihr in die ewigen Wohnungen aufgenommen werdet, wenn es zu Ende geht!

Wer in den kleinsten Dingen zuverlässig ist, der ist es auch in den großen, und wer bei den kleinsten Dingen Unrecht tut, der tut es auch bei den großen.

Wenn ihr nun im Umgang mit dem ungerechten Mammon nicht zuverlässig gewesen seid, wer wird euch dann das wahre Gut anvertrauen?

Und wenn ihr im Umgang mit dem fremden Gut nicht zuverlässig gewesen seid, wer wird euch dann das Eure geben?

Kein Sklave kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den andern lieben oder er wird zu dem einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Der ungerechte Mammon (Reichtum) wurde im Mittelalter – hier auf dem Jungfrauenportal der Kathedrale von Metz – mit Habsucht und Geiz verbunden und auch so dargestellt.

Foto: Vassil/gem

Die Predigt für die Woche

Schluss mit Jammern und Klagen!

von K. Rüdiger Durth

Ein fröhliches Herz tut der Gesundheit gut.“ Für die Bestätigung dieses Satzes benötigen wir weder Umfrage noch esoterische Lehre, weder ein Rezept vom Arzt noch einen Besuch beim Psychologen. Das gilt auch für seine Fortsetzung: „Ein bedrücktes Gemüt lässt die Glieder verdorren.“ Woher diese Worte stammen? Aus dem Buch der Sprichwörter (17,22), das über zwei Jahrtausende alt ist.

Fragt sich nur, warum wir selbst kein „fröhliches Herz“ haben. Depressionen und Burnout greifen immer mehr um sich. Beides sind

Krankheiten, die ebenso wie Herzprobleme oder Schmerzen in die ärztliche Sprechstunde gehören und auch keinen Aufschub dulden. Alles andere wäre hier nicht nur Leichtsinn, sondern unter Umständen lebensgefährlich. Schließlich hat Gott „Heilmittel erschaffen“, die ein kluger Mensch nicht ablehnen wird. Steht übrigens auch im Alten Testament, nämlich bei Jesus Sirach (38,4).

Schauen wir uns selbst an oder blicken wir auf Menschen um uns herum: Es wird geklagt und geklagt, über Krankheiten, über andere Menschen und darüber, dass früher alles besser war – was nicht stimmt. Das Klagen über die Politik – auch wenn sie uns sieben Jahrzehnte Frieden und Wohlstand beschert hat – kann uns ebenso krank machen wie

Vorurteile über andere Menschen, die leicht in Hass abgleiten, oder Neid.

Was tut unserer Gesundheit gut? Nicht auf die schauen, die mehr haben als wir, sondern dankbarer sein für all das, was Gott uns an Gutem schenkt.

Dann: das Danken wieder lernen. Denn der Dank richtet sich nicht an uns selbst, sondern an Gott. Und der möchte, dass wir anderen Menschen mit einem fröhlichen Herzen begegnen, das Kranken Mut macht, Einsame an den gemeinsamen Tisch bittet, Fremden unter die Arme greift, Armen konkrete Hilfe anbietet.

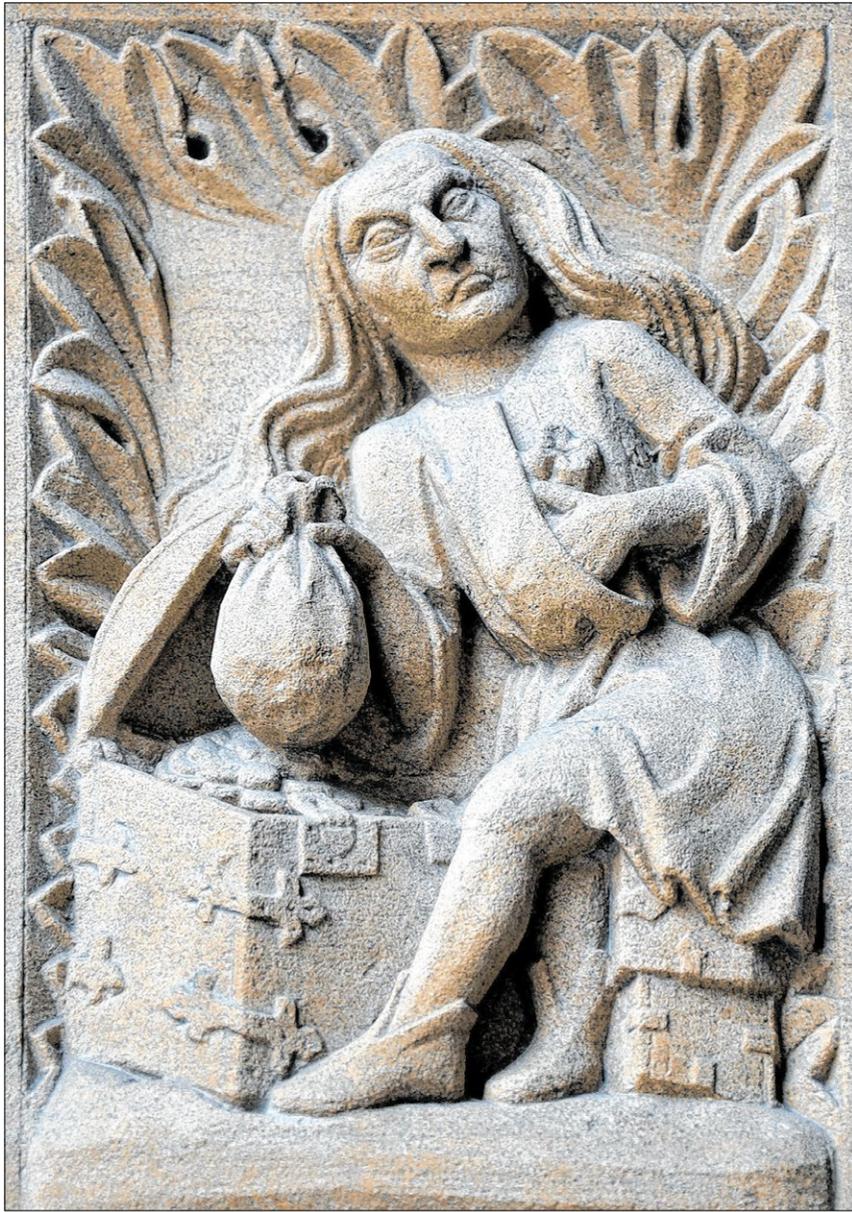
Dann spüren wir schnell, wie wahr es ist, dass „ein bedrücktes Gemüt die Glieder verdorren lässt“, und vor allem umgekehrt, dass ein

fröhliches Herz nicht nur uns selbst, sondern auch anderen guttut, diejenigen gesünder macht, die im Schatten des Lebens stehen.

Wie wäre es, wenn wir mit einem „fröhlichen Herzen“ andere zum Gottesdienst, zum Gesprächskreis in der Kirche, zum Gespräch über den Glauben einladen? Lassen wir uns nicht von denen mitreißen, die sich ständig über die Kirche beklagen und immer Verständnis für die aufbringen, die der Gemeinschaft der Glaubenden enttäuscht den Rücken kehren!

Der Satz aus den Sprichwörtern will uns Mut machen, mit einem fröhlichen Herzen über den Glauben zu sprechen und darauf hinzuweisen, dass unser ewiges Lamentieren über die Kirche unser Leben „verdorren“ lässt.





Gebet der Woche

Gott, du hast uns zu Helfern deiner unendlichen Vaterliebe erwählt.
 Du willst, dass sie sich in der ganzen Welt ausbreitet.
 Wir sollen den Brand deiner Liebe in den Herzen der Menschen
 entfachen und so die Sendung deines Sohnes Jesus Christus
 hier auf Erden weiterführen.
 Er ist gekommen, Feuer auf diese Erde zu bringen.
 Wir beten mit ihm:
 Lass das Feuer deiner Liebe auf Erden auflodern und alles ergreifen.
 Amen.

Gebet des heiligen Vinzenz von Paul (1581 bis 1660)

Glaube im Alltag

von Pater Cornelius Bohl OFM



Rosa Luxemburg steht nicht gerade im Verdacht, eine gefragte Kirchenlehrerin zu sein. Ein Gedanke von ihr aber ist für mich eine wichtige Leitlinie für Glauben im Alltag. Die revolutionärste Tat, so hat sie einmal gesagt, bestehe darin, „zu sagen, was ist“. Das haben die Propheten getan, die schonungslos soziale Missstände aufgedeckt. Jesus selbst hat scharf eine leere Schau-Frömmigkeit kritisiert. In der NS-Diktatur haben überzeugte Christen menschenverachtendes Unrecht beim Namen genannt und diese Ehrlichkeit mit ihrem Leben bezahlt.

Wie schwer fällt es der Kirche heute zum Teil noch immer, dazu zu stehen, dass sie durch ihr System spiritualisierte und sexualisierte Gewalt gefördert und dadurch Verbrechen an Menschen begangen hat. Auch in meinem persönlichen geistlichen Leben ist es eine der größten Herausforderungen, realistisch zu mir selbst zu stehen – im Gebet oder im Sakrament der Versöhnung. Echter Glaube demaskiert, reißt Fassaden ein, verhindert die Flucht in illusionäre Traumwelten. Solche Wahrhaftigkeit ist schmerzvoll. Aber sie tut gut. Die Wahrheit macht frei, sagt Jesus.

Sagen, was ist, ist wichtig. Aber als Christ kann ich dabei nicht stehenbleiben. Allein das Annehmen der Wirklichkeit kann auch zu Resignation und Depression führen. Genauso viel Mut braucht es, zu sagen, was sein soll und sein kann. Das, was ist, ist eben nicht alles: Ich kann neu anfangen. Wir können im Leben, in

der Gesellschaft, in der Politik etwas verändern. Die Kirche ist zu ständiger Umkehr aufgerufen. Wer sagt, was sein soll und sein könnte, wird leicht als Moralist abgetan oder als naiver Gutmensch belächelt. Aber mal ehrlich: Wie arm wäre unsere Welt, wenn niemand mehr Hoffnungen, Träume und Visionen hätte!

Sagen, was ist. Sagen, was sein soll. Für mich als Christ kommt noch eines hinzu: Sagen, was sein wird. Nicht im Sinn einer platten Futurologie. Niemand kann mit Sicherheit die Zukunft vorhersagen. Ich kann ja noch nicht einmal für mich selbst die Hand ins Feuer legen. Aber als Glaubender lege ich die Hand ins Feuer für den treuen Gott: Er wird uns tragen, bis wir alt und grau sind. Sein Geist wird die Kirche auch morgen führen. Christus wird bei uns sein bis ans Ende der Welt. Und wenn einmal alles vorbei ist, mein Leben und meine Welt, dann werden wir für immer bei ihm sein. Solche Zukunftsansagen finden sich momentan nicht unbedingt unter den Top Ten christlicher Verkündigung. Ich finde, sie gehören dazu.

Glauben im Alltag: Sagen, was ist. Sagen, was sein soll. Sagen, was sein wird. Und zwar zuerst zu mir selbst. Christen sind Realisten. Wirklich aber ist nicht nur das, was jetzt ist. Zur Realität des Glaubenden gehört auch das, was noch sein kann, und das, was sein wird.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
 Psalterium: 1. Woche, 25. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 22. September
25. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlussegen (grün); 1. Les: Am 8,4-7, APs: Ps 113,1-2.4-5.6-7.8-9, 2. Les: 1 Tim 2,1-8, Ev: Lk 16,1-13 (oder 16,10-13)

Montag – 23. September
Hl. Padre Pio von Pietrelcina

Messe vom hl. Pius (weiß); Les: Esra 1,1-6, Ev: Lk 8,16-18 oder aus den AuswL

Dienstag – 24. September
Hl. Rupert und hl. Virgil

Messe vom Tag (grün); Les: Esra 6,7-8.12b.14-20, Ev: Lk 8,19-21; **Messe von den hll. Rupert und Virgil, eig. Prf** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Mittwoch – 25. September
Hl. Niklaus von Flüe

Messe vom Tag (grün); Les: Esra 9,5-9, Ev: Lk 9,1-6; **Messe vom hl.**

Niklaus, eig. Prf (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Donnerstag – 26. September
Hl. Kosmas und hl. Damian

Messe vom Tag (grün); Les: Hag 1,1-8, Ev: Lk 9,7-9; **Messe von den hll. Kosmas und Damian** (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 27. September
Hl. Vinzenz von Paul

Messe vom hl. Vinzenz (weiß); Les: Hag 1,15b-2,9, Ev: Lk 9,18-22 oder aus den AuswL

Samstag – 28. September
Hl. Lioba – Hl. Wenzel – Hl. Lorenzo Ruiz u. Gef. – Marien-Samstag

Messe vom Tag (grün); Les: Sach 2,5-9.14-15a, Ev: Lk 9,43b-45; **Messe von der hl. Lioba** (weiß)/**vom hl. Wenzel** (rot)/**vom hl. Lorenzo und den Gefährten** (rot)/**vom Marien-Sa, Prf Maria** (weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

WORTE DER HEILIGEN:
PAPST PAUL VI.

„Die Welt ist krank“



Paul VI. betont die Pflicht der reichen Länder zur Solidarität mit den ärmeren.

Der Papst schreibt: „Die Welt ist krank. Das Übel liegt jedoch weniger darin, dass die Hilfsquellen versiegt sind, oder dass einige wenige alles abschöpfen. Es liegt im Fehlen des brüderlichen Geistes unter den Menschen und unter den Völkern.“

„Die zu großen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Unterschiede unter den Völkern rufen Spannungen und Zwietracht hervor und bringen den Frieden in Gefahr. ... Das Elend bekämpfen und der Ungerechtigkeit entgegentreten heißt, neben dem Bessergehen am menschlichen und geistigen Fortschritt aller arbeiten und damit am Gemeinwohl der Menschheit. Der Friede besteht nicht einfach im Schweigen der Waffen, nicht einfach im immer schwankenden Gleichgewicht der Kräfte. Er muss Tag für Tag aufgebaut werden,

nach einer von Gott gewollten Ordnung, die eine vollkommene Gerechtigkeit unter den Menschen herbeiführt.“

„Die Pflicht zur Solidarität der einzelnen besteht auch für die Völker. ‚Es ist eine schwere Verpflichtung der hochentwickelten Länder, den aufstrebenden Völkern zu helfen.‘ Diese Lehre des Konzils muss verwirklicht werden. Wenn es auch richtig ist, dass jedes Volk die Gaben, die ihm die Vorsehung als Frucht seiner Arbeit geschenkt hat, an erster Stelle genießen darf, so kann trotzdem kein Volk seinen Reichtum für sich allein beanspruchen. Jedes Volk muss mehr und besser produzieren, einmal um seinen eigenen Angehörigen ein menschliches Leben zu gewährleisten, dann aber auch, um an der solidarischen Entwicklung der Menschheit mitzuarbeiten.

Bei der wachsenden Not der unterentwickelten Länder ist es also durchaus in der Ordnung, dass die reichen Länder einen Teil ihrer

Heiliger der Woche

Papst Paul VI.

geboren: 26. September 1897 bei Brescia
gestorben: 6. August 1978 in Castel Gandolfo
seliggesprochen: 2014; heiliggesprochen: 2018
Gedenktag: 26. September

Der Vatikandiplomat Giovanni Battista Montini wurde 1954 Erzbischof von Mailand sowie 1958 Kardinal. Nach seiner Papstwahl 1963 verzichtete er auf die Tiara, schaffte den Index der verbotenen Bücher ab und ersetzte das berüchtigte Heilige Officium durch die Kongregation für die Glaubenslehre. Neben beachtlichen ökumenischen und diplomatischen Initiativen, die ihn als ersten Papst seit 150 Jahren wieder ins Ausland führten, wird sein Pontifikat mit der Liturgiereform sowie der Durchführung des Zweiten Vatikanischen Konzils verbunden. Unter seinen Enzykliken fanden besondere Beachtung „Populorum progressio – Über den gerechten Fortschritt der Völker“ und – allerdings umstritten – „Humanae vitae – Über die Weitergabe des menschlichen Lebens“.

red

Produktion zur Befriedigung der Bedürfnisse der anderen abzweigen; und es ist auch normal, dass sie Lehrer, Ingenieure, Techniker, Wissenschaftler ausbilden, die ihr Wissen und Können in den Dienst der Armen stellen. Es sei noch einmal wiederholt: Der Überfluss der reichen Länder muss für die Armen sein. Die Regel, die einmal zugunsten der nächsten Angehörigen galt, muss heute auf die Gesamtheit der Weltnot angewandt werden. Die Reichen haben davon den ersten Vorteil. Tun sie es nicht, so wird ihr hartnäckiger Geiz das Gericht Gottes und den Zorn der Armen erregen, und unabsehbar werden die Folgen sein. Würden sich die heute blühenden Kulturen in ihrem Egoismus verschanzen, so verübten sie einen Anschlag auf ihre höchsten Werte; sie opferten den Willen, mehr zu sein, der Gier, mehr zu haben.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem, ob

Papst Paul VI. finde ich gut ...



„Obwohl immer schon vom Papst des Konzils überzeugt, zugleich der Papst meiner Kindheit, habe ich nicht erwartet, dass Paul VI. jemals heiliggesprochen würde. Denn die Verehrung im Volk Gottes ist gering. Die einen sehen ihn als halben ‚Modernisten‘, die andern

als halben ‚Traditionalisten‘. Als mir sein ‚Credo des Gottesvolkes‘ in die Hände fiel, habe ich begriffen: Er war notwendig beides: Reformator und Verteidiger des Glaubens zugleich. Als solcher bleibt er die Schlüsselgestalt modernen Papsttums, zugleich aber profunder Apologet desselben. Paul VI. erkannte, dass die Kirche in der offenen Gesellschaft immer angefochten ist. Der unverzichtbare Dialog mit Andersdenkenden setzt zugleich ein vertieftes Bewusstsein der Kirche von ihrer Identität voraus. Sie erwacht in den Seelen – oder gar nicht mehr.“

Dr. Franz Norbert Otterbeck, Rechtshistoriker und Wirtschaftsjurist, publiziert auch zur kirchlichen Zeitschichte

Zitat

von Papst Paul VI.

Aus der Schlussansprache von Papst Paul VI. beim Zweiten Vatikanischen Konzil (1965):

„Für die katholische Kirche ist niemand fremd, niemand ausgeschlossen, niemand fern. Diesen Unseren universellen Gruß richten Wir auch an Euch, Menschen, die Ihr Uns nicht kennt; Menschen, die Ihr Uns nicht versteht; Menschen, die Ihr Uns nicht für nützlich, notwendig und freundlich glaubt; und auch an Euch, Menschen, die Ihr, in der Meinung, solcherart Gutes zu tun, Uns anfeindet! Ein aufrichtiger Gruß, ein besonderer Gruß, aber voll von Hoffnung; und heute, glaubt es, voller Wertschätzung und Liebe.“

VERFOLGTE CHRISTEN

Wenn die Trauer verboten ist

Eritreischer Priester berichtet bei Solidaritätstag über Unterdrückung in seinem Land

AUGSBURG – „Die weltweite Verfolgung von Christen hat einen Höchststand erreicht“, erklärt das Hilfswerk Kirche in Not. Eines der betroffenen Länder ist Eritrea. Es stand deshalb im Mittelpunkt des Tags der Solidarität mit verfolgten Christen am vergangenen Sonntag, dem Gedenktag der Sieben Schmerzen Mariens.

„Lange dämmerte das Thema Christenverfolgung unter der Decke des Verschweigens dahin. Endlich ist es gelungen, das Thema wieder aufzuwecken. Dafür danke ich Kirche in Not.“ Dieses Resümee zog der Augsburger Diözesanadministrator Bertram Meier anlässlich des Solidaritätstags, der zum elften Mal in der Fuggerstadt stattfand.

Die Diözese hatte gemeinsam mit Kirche in Not Deutschland zu einem Informationsnachmittag im Haus St. Ulrich und einem anschließenden ökumenischen Kreuzweg im Dom eingeladen. „Wer Jesu Spuren folgt, macht keinen Spaziergang, sondern muss mit dem Kreuzweg rechnen“, sagte der Diözesanadministrator in seiner Begrüßung.

Kommunistische Diktatur

Der eritreische Priester Mussie Zerai informierte über die Lage in seinem Heimatland. Es sei kein Zufall, dass immer mehr Flüchtlinge aus Eritrea Zuflucht in Europa suchen. „Das Land ist seit über 20 Jahren eine kommunistische Diktatur. Es gibt keine Menschenrechte, keine Verfassung, keine Opposition, aber Festnahmen, Haft und Folter“, sagte Zerai, der 1975 in Eritrea geboren wurde. Seit 1992 lebt er in Italien. Von Rom aus betreut er die ganze eritreische Gemeinde in Europa. 2016 nahm ihn das Time-Magazine in die Liste der 100 einflussreichsten Menschen der Welt auf.

„Vor allem der Wehrdienst, der für Männer und Frauen gleichermaßen gilt, ist eine Form organisierter Sklaverei“, erklärte Zerai. Der Sold betrage umgerechnet nur etwa 15 Euro pro Monat, die Bedingungen seien miserabel. Auch sei nicht absehbar, wie lange der Wehrdienst dauert. „Den jungen Leuten werden so ihre besten Jahre genommen“, beklagte Zerai.

Auch die Versuche der Kirche, den Menschen beizustehen und ihre Situation zu lindern, würden vom



▲ Den Kreuzweg für verfolgte Christen im Augsburger Dom beten (v.l.): Äbtissin Gertrud Pesch, Diözesanadministrator Bertram Meier, der eritreische Priester Mussie Zerai und Florian Ripka, Geschäftsführer von Kirche in Not Deutschland. Am Ambo steht der orthodoxe Theologe Georgios Vlantis. Foto: Zoepf

Regime systematisch blockiert. „Der Einfluss der Kirchen wird immer mehr beschnitten“, berichtete Zerai. Besonders die katholische Kirche sei ins Visier des Regimes geraten: „Die Regierung sieht das soziale Engagement der Kirche nicht gern, weil dies allein die Aufgabe des Staates sei.“

In Eritrea sind katholische Christen eine kleine Minderheit. Von rund sechs Millionen Einwohnern bekennen sich höchstens 170 000 Gläubige zum Katholizismus. In jüngster Zeit geht die Regierung dennoch verstärkt gegen katholischen Einrichtungen vor: „Im Juni und Juli wurden 29 kirchliche Krankenhäuser vom Militär geschlossen“, beklagte Zerai. „Jetzt sind die katholischen Schulen dran: Acht von ihnen sind bereits geschlossen.“

Religion dürfe nur innerhalb der Gotteshäuser ausgeübt werden. Nach dem Tod von fast 1000 Flüchtlingen, die im Meer ertrunken sind, wurden sogar Trauergottesdienste verboten. „Der Mensch ist nur ein Rädchen im Getriebe der Regierung und hat keine Rechte“, erklärte Zerai. Basis für das rigide Vorgehen ist ein Gesetz aus dem Jahr 1995, mit dem sich der Staat als einziger Träger im Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen definiert.

Wegen des Kriegs mit Äthiopien und der unsicheren politischen Lage sei das Gesetz bislang selten angewandt worden. Dass es jetzt umgesetzt werde, hängt

laut Zerai mit dem Engagement der Kirche im Demokratisierungs- und Versöhnungsprozess zusammen. „Die Bischöfe haben sich in einem Hirtenbrief klar dazu geäußert – dann begannen die Übergriffe“, erklärte der Priester.

Zerai appelliert an die internationale Staatengemeinschaft, den Druck auf sein Heimatland zu erhöhen. Er selbst kann seit 2003 nicht mehr nach Eritrea: Die Einreise ist ihm verweigert, denn sein eritreischer Pass wurde eingezogen. „Mir fehlt die Heimat. Aber dort wie im Ausland versuchen wir, die Eritreer im Glauben zu stärken. Wir kämpfen um unsere Würde, die Kirche

unterstützt uns dabei, trotz aller Schwierigkeiten hoffen wir weiter.“

Blutiges Jahr 2019

Im zweiten Teil der Veranstaltung informierte Florian Ripka, Geschäftsführer von Kirche in Not Deutschland, über Brennpunkte der Christenverfolgung. 2019 sei eines der blutigsten Jahre für Christen. Ripka blickte auf Sri Lanka und den dortigen islamischen Terror, auf Nigeria, wo muslimische Fulani-Viehhirten ihre Gebiete verlassen und christliche Bauern überfallen, erinnerte an den Terroranschlag auf die Kathedrale von Jolo auf den Philippinen und stellte Hilfsprojekte in Syrien vor.

Seinen Abschluss fand der Gebetstag mit dem Kreuzweg für die verfolgte Kirche im Augsburger Dom. Die liturgische Leitung lag bei Diözesanadministrator Meier. „Leute willkommen zu heißen, die aus prekären Situationen nach Deutschland gelangt sind,

war und ist ein Dienst an den Menschen und ein Zeichen dafür, dass ihre Würde als Mitmenschen ernstgenommen wird, ein humanitärer Dienst und eine Christenpflicht“, sagte er.

Roswitha Mitulla/KiN

► Kennt die Situation in seiner Heimat Eritrea: Mussie Zerai.

Foto: Mitulla



ZUM WELT-ALZHEIMERTAG

Ehrenamtlich gegen die Demenz

Wie Musik und Bootsfahrten Betroffenen Lebensfreude schenken – Zwei Beispiele

BERLIN – Die Menschen werden immer älter, sagt die Statistik. Mit wachsendem Alter nehmen auch spezifische Gebrechen zu, die mit dem Alter einhergehen: etwa die Alzheimer-Krankheit oder andere Formen der Demenz. Wie kann betroffenen Menschen und ihren Angehörigen zu neuer Lebensfreude verholfen werden? Zwei Beispiele aus dem Berliner Umland zeigen, wie wichtig ehrenamtliche Helfer sind.

Strahlend blauer Himmel. Die Sonne scheint. Was könnte es an diesem Tag Schöneres geben, als sich auf dem Wasser zu entspannen? So eben haben die Tretboote am kleinen Metallsteg auf dem Nottekanal im Zentrum von Königs Wusterhausen wieder angelegt. Auf den Gesichtern ist die Freude zu erkennen. Es war ein gelungener Vormittag, den die Gruppe von „frühbetroffenen“ Menschen mit Demenz und ihre ehrenamtlichen Helfer erlebten.

Zu viert – je zwei Menschen mit Demenz und zwei Ehrenamtliche – sitzen sie in den hellblauen Plastikbooten und schauen zufrieden. „So ein Bootsausflug ist ein Highlight“, sagt Annette Breitmann von der Demenzberatung des Arbeiter-Samariter-Bunds. „Wir machen immer Fotos von unseren Treffen“, erzählt die ehrenamtliche Helferin Katrin Neitzel. Jeder der Erkrankten erhält dann im Laufe des Jahres sein eigenes Fotoalbum.

„Schöne Erinnerungen“

Die Aufnahmen werden ausgedruckt und von den Teilnehmern der Gruppe der sogenannten „Frühbetroffenen“ bei einer der kommenden Begegnungen auch selbst in die dafür vorbereiteten Alben eingeklebt. „Das sind immer so schöne Erinnerungen, an denen sich alle, auch die Angehörigen, noch lange erfreuen können“, sagt Neitzel. Sieben Frauen und Männer im Alter von Ende 50 bis Anfang 70 bilden die Gruppe, die sich immer freitags für etwa drei Stunden trifft.

Seit 2002 arbeitet die Demenzberatungsstelle in Königs Wusterhausen südöstlich von Berlin. Neben der Beratungsstelle gibt es die alltagsunterstützenden Angebote für Menschen mit Demenz, die Annette Breitmann und Katja Wendland leiten. Ihre Erfahrung in Arztpra-



▲ Raus aus dem tristen Alltag: Die Bootstour auf dem Nottekanal ist ein „Highlight“ für Menschen, die an Demenz erkrankt sind.



▲ Annette Breitmann (links) und Katja Wendland und ihre rund 50 ehrenamtlichen Helfer beraten und unterstützen Demenz-Erkrankte in Königs Wusterhausen bei Berlin.

xen und im Krankenhaus kommen ihnen heute bei ihrem Job zugute. Über 2000 telefonische Gespräche, mehr als 200 Hausbesuche und gut 100 Beratungsgespräche haben sie jährlich im Schnitt.

„Mehr schaffen wir nicht“, sagt Wendland. Unterstützt werden die beiden Frauen von rund 50 Helfern. Ohne ehrenamtliche Helfer, sind sich die beiden sicher, wäre ein Angebot in dieser Breite nicht zu stemmen. „Unser Anspruch ist es, die Angehörigen zu entlasten. Das gelingt am besten über die ehrenamtlichen Helfer“, sagt Breitmann.

Monatliche Helfertreffen

Der Staat unterstützt das Ehrenamt mit einer Steuerfreiheit von 2400 Euro pro Jahr. So bleiben diese Nebeneinkünfte auch bei fast allen im eigenen Portemonnaie. Regelmäßig werden die Helfer zu Schulungen und Weiterbildungen eingeladen. Ein guter Erfahrungsaustausch sind die monatlichen Helfertreffen, bei denen zum Beispiel neuer Handlungsbedarf aufgedeckt und erläutert wird. Oder es werden neue Gesetzesinitiativen vorgestellt.

Um ihre Arbeit attraktiv zu halten, sind immer wieder neue Ideen gefragt. „Von Zeit zu Zeit gibt es besondere Veranstaltungen“, verrät Katja Wendland, „quasi kleine Highlights, wie unseren Bootsausflug auf dem Nottekanal, der bestimmt noch lange Thema bei der Gruppe der Frühbetroffenen und ihren ehrenamtlichen Helfern sein wird.“

Ortswechsel. Eggersdorf im Landkreis Märkisch-Oderland, gut 30 Autominuten nordöstlich von Königs Wusterhausen. „Schätzel ade, Schätzel ade...“ klingt es fröhlich aus den rund 20 Mündern im Gemeindehaus der evangelischen Kirchengemeinde. Um einen liebevoll dekorierten Tisch sitzen ältere Frauen und Männer. Sie singen, begleitet von einem Gitarrenspieler, Lieder aus einem Heft mit bekannten Volksmelodien.

„Mann! Sind wir heute gut!“, sagt Bruno Helm, ein ehemaliger Musiklehrer aus der Gegend, der regelmäßig die Runde mit seinem Instrument begleitet. Mehrfach im Jahr findet sich die Gruppe zusammen, um gemeinsam zu singen. Organisiert hat die musikalische Begegnung an diesem Vormittag die

Beratungsstelle für Menschen mit Demenz und deren Angehörige im brandenburgischen Strausberg.

„Wollen wir nun mal etwas singen, was wir nicht im Heft haben?“, fragt der Musiklehrer und schlägt schon die ersten Akkorde an. Er summt dabei die Melodie von „Über den Wolken“ von Reinhard Mey und stimmt die erste Strophe an. Beim Refrain singen fast alle mit. Viele haben dabei ein Lächeln auf den Lippen oder nicken im Takt mit dem Kopf. Mit dem Lied hat Bruno Helm den Geschmack der Gruppe getroffen.

Wie im Mey-Lied haben auch die älteren Frauen und Männer in ihrem Leben Ängste und Sorgen – ob sie nun an Demenz erkrankt, begleitender Ehemann oder Ehefrau oder ein ehrenamtlicher Helfer sind. Doch Ängste und Sorgen sollten das Leben von erkrankten Menschen nicht dominieren. Wie tröstend mag da der Gedanke sein, wenn die von Mey besungenen Wolken und die sich darüber befindliche grenzenlose Freiheit alles verbergen.

Zahl der Erkrankten steigt

Die Zahl der an Demenz erkrankten Menschen steigt von Jahr zu Jahr. Die Ursachen der Demenz sind vielfältig und noch nicht ausreichend wissenschaftlich ergründet. Durch die Demenz – meist in Form der Alzheimer-Krankheit – gehen die Denkfähigkeit und das Orientierungsvermögen verloren. Im fortgeschrittenen Stadium können einfache Alltagstätigkeiten wie Essen oder Anziehen nicht mehr verrichtet werden. Vertraute Menschen und Familienangehörige werden irgendwann nicht mehr erkannt.

Betroffene benötigen fremde Hilfe. Zwei Drittel der Demenzerkrankten werden von ihren Familien zu Hause gepflegt – zum Teil alleine oder mit Unterstützung professioneller Dienste. Viele Angehörige reiben sich bei dieser Hilfe derart auf, dass sie Unterstützung und Entlastung benötigen, um nicht selbst krank zu werden. Diese Entlastung kann von den Beratungsstellen für Menschen mit Demenz und deren Angehörige vermittelt werden. Dazu gehören Angebote wie der Musikvormittag in Eggersdorf.

„Rock and Roll?“, fragt Bruno Helm in die Runde, zupft an den metallenen Saiten seiner Gitarre und klopft mehrfach laut und rhythmisch auf sein Instrument. „Oder diesen Song hier, den kennen sicher alle: Marmor, Stein und Eisen bricht.“ Helm singt und spielt und das Publikum im Gemeindesaal stimmt dankbar und freudig mit ein. Selbst wer nicht mitsingt und nur zuhört, bewegt



◀ Im evangelischen Gemeindehaus von Eggersdorf östlich von Berlin treffen sich Demenz-Erkrankte, um zusammen mit Bruno Helm (links) zu singen und zu musizieren.

Fotos: Thiede

seinen Oberkörper oder den Kopf zur Melodie.

Es sind Lieder aus ihrer Jugend oder aus einer Zeit, als die heute 60-, 70- oder 80-Jährigen noch zum Tanz gingen und aktiv am Leben teilnahmen. Helm stimmt „Marina, Marina, Marina“ an, den Erfolgshit von Rocco Granata aus den späten 1950er Jahren. „Bei dem Lied war ich gerade zehn Jahre alt, als es im Rundfunk lief“, sagt der Musiker. „Heute bin ich auch schon 69.“

„Viele der Anwesenden waren sicher älter, als das Lied damals lief – oder?“, fragt Elke Kirschneck, Fachkraft des alltagsunterstützenden Angebots. Von Herrn Kaufmann möchte sie wissen, wie alt er denn ist. „Sechs Jahre älter als Bruno“, sagt er. „Nein sieben. Ich bin 76 Jah-

re alt.“ „Und fit wie'n Turnschuh“, ruft Bruno Helm ihm zu. „Ich habe keinen Turnschuh an“, erwidert Herr Kaufmann und schmunzelt.

Auf dem Tisch stehen Säfte, Wasser und einige Knabberereien. Aber nicht das Essen und Trinken dominiert die aus mehreren Tischen zusammengestellte Tafel, um die sich die Gruppe gesetzt hat, sondern die auffallende Dekoration mit einem hellblau-transparenten Tuch auf der Tischmitte, auf dem sich verschiedene Muscheln, ein Schwemholz, kleine Leuchttürme, ein Fischerboot und zwei brennende Teelichter in einem Kerzenhalter befinden.

Dazu passt das Abschiedslied. Es geht um Möwen, das Meer, Fische und die Küste. Alle fassen sich an den Händen und schunkeln im Takt mit. Die Stimmung scheint auf dem Höhepunkt zu sein, als Bruno Helm seine „Klumpfe“ in eine Schutzhülle legt und für heute seinen Auftritt beendet. Er hat jetzt gut eine Stunde die Runde mit seiner Musik angeregt und begleitet. Die Anwesenden danken es ihm mit einem herzlichen Applaus. „Bis zum nächsten Mal“, ruft Helm den Frauen und Männern zu und verabschiedet sich winkend.

Nun bleibt noch Zeit für Austausch und Unterhaltung. Es geht um Sommer und Herbst, das rauschende Meer und Urlaub. Eine Frau berichtet, wie sie einmal eine Flaschenpost am Strand fand. Andere erzählen von Muscheln oder den Inseln der Nord- und Ostsee, auf denen sie früher in den Ferien waren. Oft sind auch Kinder der benachbarten Tagesstätte dabei und singen gemeinsam mit den Älteren.

Fast alle Gäste dieses Vormittags sind über die Demenzberatungsstelle zu dem Treffen gekommen. Elke Kirschneck arbeitet seit zehn Jahren in der Einrichtung in Strausberg bei Berlin. Den Helferkreis von derzeit rund 50 Ehrenamtlichen baute sie mit auf. „Viele der Helfer werden von den Menschen mit Demenz

und ihren Angehörigen heiß geliebt“, sagt Kirschneck. Leider mangle es oft an Zeit.

Monika Schneider und Regine Hübner sind zwei der ehrenamtlichen Helferinnen. Sie begleiten gern die Musikvormittage. Schneider arbeitete selbst viele Jahre in der Pflegebranche, zuletzt für mehrere Jahre in Schweden. Nun ist sie wieder in die Heimat nach Brandenburg zurückgekehrt.

Weil sie alleinstehend sei, wolle sie gern mit ihrer Zeit etwas Sinnvolles anfangen. „Deshalb engagiere ich mich ehrenamtlich, gehe zu betroffenen Familien nach Hause oder hier zum Musikvormittag“, sagt sie. Ihr Stundenkontingent, welches sie im Helferkreis absolviert, liege oft über den von der Aufwandsentschädigung limitierten 16 bis 17 Stunden im Monat.

„Sie freut sich immer so“

Auch Hübner betreut eine ältere Dame. „Sie freut sich immer so, wenn ich komme.“ Die gelernte Bürokauffrau hat mit dem Thema Pflege persönliche Erfahrungen gemacht: Jahrelang betreute und versorgte sie ihren autistischen Sohn. Im Helferkreis tauschen sich die beiden Frauen regelmäßig mit anderen Ehrenamtlichen aus – auch über Probleme, die es in den Familien oder mit einigen Demenzerkrankten immer wieder gibt.

In ihren Freundeskreisen empfangen beide Frauen Anerkennung für das Ehrenamt. „Viele ziehen den Hut davor“, sagt Regine Hübner, „bekennen aber gleichzeitig: Das könnte ich nicht.“ Bei den Musiktreffen kümmert Hübner sich um die jahreszeitlich passenden Tischdekorationen. „Ich habe Spaß daran, den Tisch zu gestalten und zu Hause viele Utensilien dafür. Wenn ich dann sehe, wie sich die Menschen hier darüber freuen, dann ist das für mich der schönste Lohn!“

Rocco Thiede

Hintergrund

Welt-Alzheimerstag

Seit 1994 finden am 21. September in aller Welt vielfältige Aktivitäten statt, um die Öffentlichkeit auf die Situation der Alzheimer-Kranken und ihrer Angehörigen aufmerksam zu machen. Weltweit sind etwa 35 Millionen Menschen von Demenzerkrankungen betroffen, zwei Drittel davon in Entwicklungsländern. Bis 2050 wird die Zahl auf voraussichtlich 115 Millionen ansteigen, besonders dramatisch in China, Indien und Lateinamerika.

Der Welt-Alzheimerstag wurde von der Dachorganisation Alzheimer's Disease International in London und der WHO gegründet. In Deutschland machen neben der Deutschen Alzheimer-Gesellschaft auch die Alzheimer-Forschungs-Initiative am 21. September auf die Situation der Erkrankten und die Wichtigkeit von Forschung und Aufklärung aufmerksam.

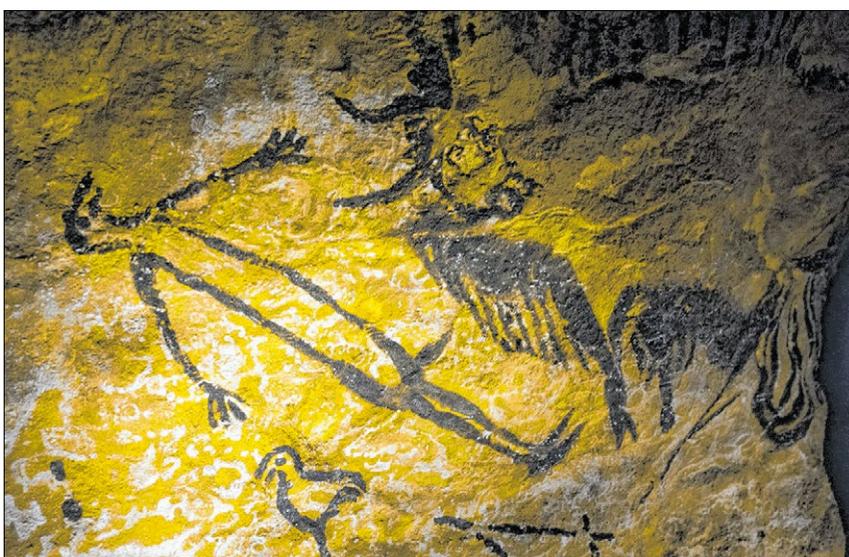
Foto: imago/United Archives International



WELTKULTURERBE LASCAUX

Sixtinische Kapelle der Steinzeit

Zwei französische Priester erforschten die Frühgeschichte des Menschen



LASCAUX/METTMANN – Seit 40 Jahren gehört die Höhle von Lascaux in der südwestfranzösischen Dordogne zum Weltkulturerbe der Unesco. Die altsteinzeitlichen Wandmalereien, die dort im September 1940 von vier Jugendlichen entdeckt wurden, zeigen eindrucksvoll, zu welchen Kulturleistungen der frühe Homo sapiens fähig war – und wie falsch die Vorstellung vom primitiven Höhlenmenschen ist. Führend bei der Erforschung waren zwei Priester.

Es ist ein Gedankenspiel, das sich seit Jahrzehnten durch die Literatur zieht: Würden Sie den Neandertaler als solchen erkennen, wenn er sich im grauen Anzug und mit ordentlicher Frisur zurechtgemacht präsentiert? Stellen Sie sich vor, Sie säßen neben ihm in Bus oder Bahn. Würden Sie den Unterschied zu Ihnen, einem Vertreter des Homo sapiens, entdecken – beispielsweise die unterschiedliche Form des Schädels oder der Stirn?

◀ *Im grauen Anzug und den Blick in die Ferne gerichtet fällt die Figur eines Neandertalers im Neanderthal-Museum in Mettmann erst auf den zweiten Blick auf. Die beiden Bilder oben zeigen bekannte Motive aus der Höhle von Lascaux.*

Fotos: Raspels, imago/Belga

Das Neanderthal-Museum im bergischen Mettmann hat das Gedankenspiel in die Realität geholt. Die Figur eines lebensechten, gut gekleideten Neandertalers, die unerwartet zwischen den Besuchern steht, soll Vorurteile und Überheblichkeiten des heutigen „modernen“ Menschen über seine menschlichen Vorfahren ins Bewusstsein rufen.

Mehr Gemeinsamkeiten

Wer sich zu dem „über 30 000 Jahren alten Herrn“ gesellt, stellt im Anblick mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zum heutigen Menschen fest. Das kann nicht verwundern: Der Homo neanderthalensis und der frühe Homo sapiens lebten Jahrtausende nebeneinander, bewohnten dieselben Lebensräume, pflanzten sich gemeinsam fort.

Auch in ihrer Vorstellungskraft unterscheiden sie sich wohl nicht sonderlich: Forscher gehen davon aus, dass der Neandertaler an eine Art Leben nach dem Tod glaubte. Zumindest deuten darauf planvolle Bestattungen bereits vor 100 000 Jahren hin. Selbst Höhlenmalereien, gewissermaßen die ersten Vorläufer von Lascaux, werden den älteren Vorfahren des modernen Menschen mittlerweile zugeschrieben.

Apropos Glauben: Anders als viele gerne behaupten, sind Religion und Wissenschaft keine Gegensätze. Das zeigt sich an wenigen Orten so eindrücklich wie im französischen





Lascaux. Hier im Südwesten Frankreichs lassen sich im Dreieck der Flüsse Dordogne und Vézère Zeugnisse der menschlichen Wiege bis zu einem Alter von 55 000 Jahren finden. Zwei Priester waren führend an ihrer Entdeckung und Erforschung beteiligt: Abbé Henri Breuil (1877 bis 1961) und sein jüngerer Mitbruder André Glory (1906 bis 1966).

Breuil, 1900 in Paris zum Priester geweiht, wurde von einem Lehrer am Seminar, Jean Guibert, an die Evolutionstheorie herangeführt. Ab 1905 studierte, forschte und lehrte er in Freiburg/Schweiz, Paris und London. Als Priester wirkte er primär für seine Studenten – und in den Ferien. Bei der Erforschung steinzeitlicher Wandmalereien der Cro-Magnon-Zeit ging es ihm zunächst vor allem um die objektive Aufzeichnung dieser Zeugnisse. Der

Cro-Magnon-Mensch ist der erste in Europa festgestellte Vertreter des Homo sapiens.

Abbé Glory wurde 1933 in Straßburg zum Priester geweiht. Als Pfarrer im Oberelsass grub er nach archäologischen Zeugnissen. 1942 promovierte er am Katholischen Institut von Toulouse mit einer Arbeit über die Jungsteinzeit. In den Ferien forschte er weiter. So wurde er zum eigentlichen Entdecker der historischen Bedeutung der Wandmalereien in der Höhle von Lascaux an der Vézère.

Er erforschte den Wandschmuck und den Boden in der tiefreichenden Höhle. Das war, heißt es in Frankreich, eine wahre „Benediktinerarbeit“, für die ein Mönchsleben notwendig sei. Von 1952 bis 1963 kopierte Glory etwa 1500 Tiere und Zeichen auf Pauspapier, um das

künstlerische Erbe der Vorfahren für alle außerhalb der Höhle sichtbar zu machen. Glory starb bei einem Autounfall, bevor er seine Forschungen fertigstellen und abschließend veröffentlichen konnte.

„Schamanische Visionen“

Abbé Breuil deutete die Höhlenmalereien von Lascaux als „bildnerisches Instrumentarium eines magischen Jagd- und Fruchtbarkeitszaubers“. Glory ging von „schamanischen Visionen“ aus, teilweise durch Trance und Halluzinationen ausgelöst. Zu diesen Mutmaßungen gesellen sich Interpretationen, dass die Felsenbilder „Ausdruck religiöser Vorstellungen“ waren.

Vergleichbare Darstellungen finden sich andernorts, zum Beispiel im spanischen Altamira, über eine Zeitspanne von etwa 20 000 Jahren. Die Tierfiguren sind teilweise von weiteren Themen – Menschen und Zeichen – zu „Erzählungen“ weiterentwickelt. Letztlich scheinen die Felsbilder das Werk versierter Künstler zu sein, die im Dienst einer Idee einer größeren Gruppe von Menschen standen.

Pablo Picasso soll, als er die Wandmalereien gesehen hatte, mit Bezug auf die moderne Malerei ausgerufen haben: „Wir haben nichts dazugelernt!“ In vielen Veröffentlichungen werden die Decken- und Wandmalereien von Lascaux, die seit 1979 zum Weltkulturerbe gehören, wegen ihrer Strahlkraft als die „Sixtinische Kapelle der Steinzeit“ tituliert.

Künstlerische Zeugnisse lassen sich in Lascaux und in anderen Höhlen der Umgebung ab etwa 35 000 vor Christus feststellen – da war der Neandertaler noch nicht ausgestorben. Den Gipfel dieser Stein-

zeitkunst erreichte der Cro-Magnon-Mensch vor rund 20 000 bis 17 000 Jahren. Man lebte damals in Hütten, die man im Schutz von Felsüberhängen oder Höhleneingängen errichtete.

Der noch bis ins 20. Jahrhundert teilweise bewohnte „Abri“ – Felsüberhang – von Saint-Christophe, rund 15 Kilometer von Lascaux, zeugt davon. Die Kalksteinwand ist einen Kilometer lang und 80 Meter hoch. 55 000 Jahre lang war der Ort von Menschen besiedelt. Im Mittelalter wurde er zu einer Höhlenfestung ausgebaut, die bis zu 1500 Bewohnern Schutz bot.

Der Cro-Magnon-Mensch unterschied sich äußerlich kaum vom durchschnittlichen Europäer der Gegenwart und verfügte über eine ähnliche Intelligenz. Was ihn vom modernen Menschen trennt, ist lediglich das kulturelle Erbe von Jahrtausenden. Der Cro-Magnon-Mensch konnte sprechen, lachen und weinen, hatte Sehnsüchte und Ziele.

Er war ein Mensch mit Tugenden und Schwächen wie jeder andere moderne Mensch auch. Und, das legen die Zeugnisse nahe, er war ein religiöser Mensch – eine Tatsache, die er wohl mit dem Neandertaler gemein hatte. *Bernhard Raspels/red*

Information

Neanderthal-Museum, Mettmann: geöffnet dienstags bis sonntags ab 10 Uhr, Eintritt ab 6,50 Euro. Internet: www.neanderthal.de.
Höhle von Lascaux, Montignac: Nachbau geöffnet dienstags bis sonntags ab 9 Uhr, Eintritt ab 10,40 Euro. Internet: www.lascaux.fr.
Roque Saint-Christophe, Peyzac-le-Moustier: geöffnet dienstags bis sonntags ab 9 Uhr, Eintritt ab 6,50 Euro. Internet: www.lascaux-dordogne.com.



▲ Leidenschaftlicher Erforscher der Vorzeit: Abbé Henri Breuil (stehend, Dritter von rechts) mit den Entdeckern der Höhle von Lascaux. Foto: imago/Leemage

Lange Zeit wurden in den Bistümern Gotteshäuser gebaut, die aussahen „wie immer“ – also so, wie man sich die traditionelle Kirche vorstellt. Ab den 1920er Jahren übertrugen sich neue Stilrichtungen in der Architektur nach und nach auch auf den Kirchbau.

„In Ahaus steht eine Kirche, / die nennen die Bürger St. Horten. / Der Fremde verharrt entgeistert / in und vor solchen Orten. (...) Für diese Kirche in Ahaus / wurde eine alte abgerissen. / Grad noch der Turm blieb übrig, / der Rest hat für immer verschissen.“ Dass der Dichter Robert Gernhardt, der bis zu seinem Tod 2006 in Frankfurt lebte, sich überhaupt über eine Kirche im Münsterland auslässt, ist eine Sache. Dass er dies mit spitzer Feder tut, überrascht weniger.

In der Tat scheiden sich an der von Erwin Schiffer entworfenen, 1966 geweihten Kirche St. Mariä Himmelfahrt die Geister. Weil sie von außen wenig von einer klassischen Kirche hat und weil sie manche Zeitgenossen wegen ihrer von kleinen Buntfenstern unterbrochenen Betonfassade eher an ein Kaufhaus hat denken lassen, verpassten sie dem Bau den Titel „St. Horten“ – nach dem einstigen Düsseldorfer Warenhauskonzern.

Bewährte Baustile

Dass „modern“ und „Kirche“ zusammenpassen, damit hatten die Verantwortlichen in den Bistümern lange ihre Probleme. Wobei man konkretisieren muss: Die „Moderne“ in der Kirchenarchitektur begann schon vor 100 Jahren, mit dem Ende des Ersten Weltkriegs. Bis dahin galt die klare Vorgabe, dass neu zu bauende Gotteshäuser sich an den bewährten Baustilen zu orientieren hatten. Kirchen sollten so aussehen, wie man sich Kirchen eben vorstellte. So war die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts geprägt von Neoromanik, Neogotik und Neobarock.

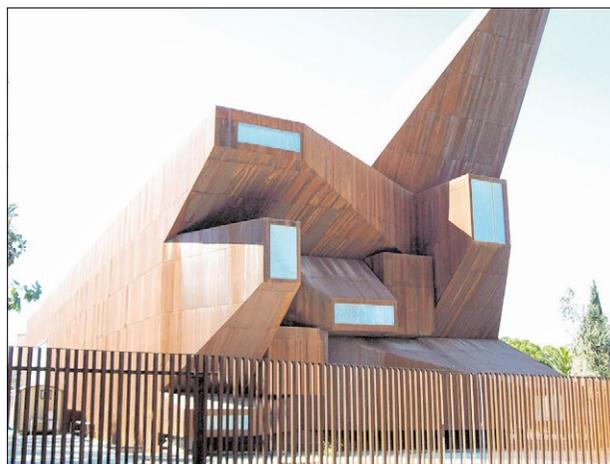
Noch 1912 erklärte der Kölner Erzbischof Anton Fischer in seinem „Gotik-Erlass“ den traditionellen Stil als verbindlich. Als in den 1920er Jahren Expressionismus, Neue Sachlichkeit und der „Bauhaus“-Stil die Architektur veränderten, übertrug sich dieser Neuaufbruch aber auch auf manchen Kirchenbau. Eines der beeindruckendsten Zeugnisse dafür ist die Heilig-Geist-Kirche in Münster. Heute mag sie vielen alles andere als modern vorkommen.

Damals war sie es. Nach dem Entwurf des Duisburger Architekten Walter Kremer entstand ab 1928 ein Bau, der mit seinen klaren,

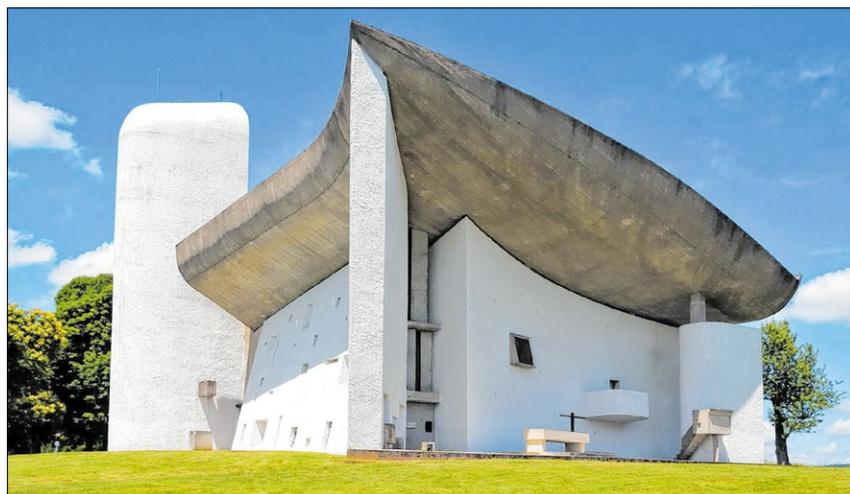
ARCHITEKTUR DER MODERNE

Als Kirchen nicht mehr wie Kirchen aussahen

„Bauhaus“ und Co. beeinflussen den Bau von Gotteshäusern



▲ Kantige Formen und rostiges Metall prägen St. Monika nahe Madrid. In Rom erregte die 2003 fertiggestellte, dem barmherzigen Gott geweihte „Dio Padre Misericordioso“ mit ihren weißen segelförmigen Wänden und dem Glasdach Aufsehen.



▲ Notre-Dame-du-Haut in Ronchamp gilt als Höhepunkt des modernen Kirchbaus.

kantigen Formen Ideen der Neuen Sachlichkeit und der eleganten Einfachheit des „Bauhauses“ aufgreift. Vorsitzender der Jury, die damals über den Gewinner des Architektenwettbewerbs entschied, war Dominikus Böhm, einer der wichtigsten Kirchenarchitekten jener Zeit, der die traditionelle Anordnung einer Kirche überwand.

Neben Heilig Geist in Münster zählt St. Engelbert in Köln-Riehl, 1930 bis 1932 nach einem Entwurf von Böhm erbaut, zu den Vorreitern des neuen Stils. Böhm gilt als Meister der „Mystifizierung durch Licht“, das er als „Baumaterial direkt vom Herrgott“ verstand. Kunstexperten betrachten St. Engelbert als radikales Bekenntnis zu einer Religiosität, die sich dem Neuen öffnet.

International als Höhepunkt des modernen Kirchenbaus gefeiert wird

die von 1950 bis 1955 errichtete Wallfahrtskirche Notre-Dame-du-Haut im französischen Ronchamp, deren Pläne vom Schweizer Stararchitekten Le Corbusier (1887 bis 1965) stammen: Durch ihre Raumlagerung, die geschwungenen Formen, die Bildhaftigkeit des Baus und die besondere Lichtführung im Inneren scheint sie einer Neuerung gleichzukommen.

Die Wände bestehen aus Beton mit einer Oberfläche aus grobem weißen Verputz. Für die Berechnung der Proportionen verwendete der Atheist Le Corbusier das von ihm entwickelte „Proportions-System Modulor“. Es griff auf Maße und Maßverhältnisse zurück, die sich an der Größe des Menschen orientieren. Seit 2016 gehört die Wallfahrtskirche zu den Welterbestätten der

Unesco. Le Corbusier gilt als einer der Wegbereiter des Brutalismus.

Eine der ersten Kirchen in diesem Stil in Deutschland ist St. Gertrud in Köln (siehe „Was tun mit leerstehenden Kirchen?“). Sie wurde nach einem Entwurf des Architekten Gottfried Böhm zwischen 1962 bis 1965 erbaut. Ebenfalls von Böhm stammen die Pläne für den Wallfahrtsdom in Neviges. In Wien entstand die 1976 fertiggestellte „Wotrubakirche“ nach Plänen von Fritz Wotruba und Fritz Gerhard Mayr.

Neues Verständnis

Spätestens mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962 bis 1965), seinem neuen Verständnis von Kirche als Volk Gottes und der Liturgie als Feier der gesamten Gemeinde war auch der Kirchenbau endgültig ein anderer. Einen weiteren Schub brachte der Jahrtausendwechsel: Die 2002 geweihte Kirche St. Canisius in Berlin-Charlottenburg, die aus einem geschlossenen und einem offenen Kubus besteht, zeigt, wie sehr der strenge geometrische Stil des „Bauhauses“ nachwirkt.

Von den Veränderungen blieb auch Rom, das Herz der Weltkirche, nicht verschont. In der Ewigen Stadt gibt es knapp 1000 Kirchen. Da die Metropole wächst, fehlten an den Stadträndern Gotteshäuser für die zugezogenen Menschen. Daher riefen Johannes Paul II. und das Bistum Rom das Projekt „50 Kirchen zum Heiligen Jahr 2000“ ins Leben, die dort entstehen sollten.

Eine dieser Kirchen erregte international großes Aufsehen: die 2003 fertiggestellte „Dio Padre Misericordioso“ des US-amerikanischen Star-Architekten Richard Meier. Die ganz in Weiß gehaltene Kirche im Ortsteil Tor Tre Teste ist geprägt von drei geneigten, segelförmigen Wänden und einem Glasdach, das den Blick in den Himmel freigibt. Das Spiel mit der Farbe Weiß, mit Licht und Glas ist typisch für Meier.

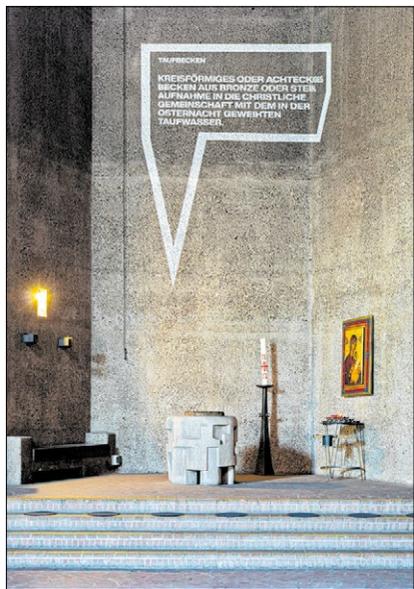
In Tschechien schuf John Pawson parallel ein Trappistenkloster samt Kirche (2004), in den USA entstanden Kathedralen in Los Angeles (2002) und Oakland (2008), bei Madrid die in bizarren Formen und rostigem Metall errichtete Kirche St. Monika (2015). Im hohen Norden Deutschlands entstand die von Ulrich und Ilse Maria Königs entworfene „Kirche am Meer“, St. Marien in Schillig (2012). „Gottes Halfpipe“ wurde sie aufgrund ihrer Form genannt. Andere sprechen liebevoll von „Seelenabschussrampe“ oder „Nordseewelle“. *Markus Nolte*



▲ Eines der jüngsten Beispiele für modernen Kirchbau: St. Marien in Schillig, von manchen liebevoll „Nordseewelle“ genannt.

Was tun mit leerstehenden Kirchen?

„Fluch und Segen“: Ausstellung in Köln beleuchtet Geschichte und Zukunft moderner Gotteshäuser



▲ Projektionen von Text und Grafik prägen die Ausstellung.

St. Gertrud, am Nordrand der Kölner Innenstadt gelegen, ist eine der ersten Kirchen, die in Deutschland im Stil des Brutalismus errichtet wurden. Als Ort einer Ausstellung über modernen Kirchbau ist sie wie geschaffen: Bis 10. November ist „Fluch und Segen. Kirchen der Moderne“ zu sehen. Themen sind die Bedeutung von Kirchenbauten und der bauliche Umgang mit diesen außergewöhnlichen Räumen – auch angesichts der zunehmenden Leerstände.

Projektionen von Text und Grafik in den Kirchenraum prägen die Schau des „M:AI – Museum für Architektur und Ingenieurkunst NRW“. Sie heben das Besondere des Kirchenraums hervor. In St. Gertrud zum Beispiel die gefaltete Decke. Die Ausstellung erläutert die Bedeutung des modernen Kirchenbaus aus dem zeitgeschichtlichen Kontext heraus.

St. Gertrud steht in der Ausstellung stellvertretend für viele Kirchen der Nachkriegsmode und ist selbst das größte Exponat. An rund 20 aktuellen Projekten zeigt die Schau in Text und Bild Konzepte für die Umgestaltung von Kirchengebäuden für andere Nutzungen. Dabei wird zum einen der Umgang mit dem Gebäude im Stadtraum betrachtet und zum anderen mit dem spezifischen Kircheninnenraum.

St. Gertrud, fertiggestellt im Jahr 1965, bietet mit ihrer Fassade aus Sicht- und Waschbeton sowie ihrer asymmetrischen Form einen passenden Raum für die Ausstellung. Darüber hinaus verkörpert der Ort das Thema des veränderten Umgangs mit Kirchen: St. Gertrud ist seit 2010 unter anderem auch Veranstaltungsraum für Ausstellungen und Installationen.

Vor der Entscheidung über Abriss, Umbau und Neunutzung stehen nicht wenige Kirchengebäude.

Allein in Nordrhein-Westfalen gibt es rund 6000 Kirchen, von denen nach Schätzungen in den nächsten Jahren etwa 30 Prozent leer stehen werden. Gründe dafür sind unter anderem der demografische Wandel und eine säkularisierte Gesellschaft. Leerstehende Kirchen ohne neue Nutzung werden langfristig aus den Dörfern und Städten verschwinden.

Den Umgang mit diesem christlichen Erbe will die Ausstellung zur Diskussion stellen. Verbunden mit ihr ist daher das Projekt „Zukunft – Kirchen – Räume. Kirchengebäude erhalten, anpassen und umnutzen“. Ziel des Projekts ist es, Kirchengemeinden und Initiativen zu

unterstützen, die am Erhalt, dem Umbau oder der Umnutzung von Kirchengebäuden beteiligt sind.

Information

Die Ausstellung in St. Gertrud ist mittwochs von 12 bis 20 Uhr geöffnet, donnerstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr. Im Internet: www.mai-nrw.de/fluchundsegan. Informationen zum Projekt „Zukunft – Kirchen – Räume“ bietet zukunft-kirchen-raeume.de.



▲ St. Gertrud in Köln wurde im Stil des Brutalismus errichtet.

EIN DRAMA, DAS SACHLICH BLEIBT

„Das gebrochene Schweigen“

Der Film „Gelobt sei Gott“ zeigt, wie Missbrauchsoffer um die Aufarbeitung ringen



▲ Das Erlebte lässt ihn nicht los: Als Kind wurde Alexandre von Priester Preynart missbraucht. Der Geistliche ist noch im Amt und arbeitet immer noch mit Kindern. Fotos: imago images/Prod.DB

Mittelmäßig? Meisterhaft? Die Kritiker sind sich uneins. Am 26. September startet der Film „Gelobt sei Gott“ in den deutschen Kinos. Ein guter Film über skandalöse Missbrauchsfälle in Frankreich? Ein schlechter? Fraglos: ein wichtiger.

Der Titel klingt fromm. Aber er ist vergiftet. Denn er zitiert den Erzbischof von Lyon, Kardinal Philippe Barbarin, der sich im März 2016 öffentlich zu den Vorwürfen gegen den pädophilen Priester Bernard Preynat äußerte. „Gott sei Dank“ – wie man den Originaltitel „Grâce à Dieu“ schlichter übersetzen kann – seien dessen Taten verjährt, verplapperte sich Barbarin.

Wahrer Hintergrund

Wer nun des höhnischen Titels wegen einen boshaft antikirchlichen Film erwartet, wird eines Besseren belehrt. Drehbuchautor und Regisseur François Ozon orientiert sich an den tatsächlichen Ereignissen und verzichtet auf effektvolle Dramatisierungen. Im Mittelpunkt des Spielfilms stehen drei erwachsene Männer, allesamt in ihrer Kindheit Opfer Preynarts.

Da ist zunächst Alexandre (Melvil Poupaud), gläubig, verheiratet, fünf Kinder. Eines Tages bekommt

er mit, dass Pater Preynat, gespielt von Bernard Verley, nach wie vor in Amt und Würden ist und sogar Kinder unterrichtet. Alexandre protestiert bei Erzbischof Barbarin. Der reagiert wohlwollend, greift aber nicht durch. Alexandre macht sich auf die Suche nach weiteren Opfern Preynarts.

Er wird auch fündig, aber erst der Atheist François (Denis Ménochet) bringt Schwung in die Sache. Er ist die treibende Kraft bei der Gründung einer Art Selbsthilfe-

gruppe namens „Das gebrochene Schweigen“. Sie sorgt dafür, dass Strafanzeigen gestellt und die Medien eingeschaltet werden. Mit Erfolg. Es handelt sich wahrlich nicht um den einzigen Missbrauchsfall in Frankreich, aber diesmal trifft einen amtierenden Kardinal der Vorwurf, einen pädophilen Priester zu schützen.

Schließlich Emmanuel, gespielt von Swann Arlaud. Dem Hochbegabten machen die Gräueltaten Preynarts am auffälligsten zu schaf-



▲ Emmanuel mit seiner Mutter. Er wartet auf den richtigen Moment, um über alles zu sprechen. Wie Eltern mit Missbrauch umgehen, wird im Film ebenfalls thematisiert.

fen. Er steckt voller Aggressionen, hat sich nicht unter Kontrolle, schlägt zu. Er sagt, dass er seinem Peiniger niemals verzeihen wird.

„Gelobt sei Gott“ ist kein mitreißender Film. Viele Szenen kommen eher wohltemperiert daher. Zum Beispiel spricht Alexandre einmal mit seinen Kindern über seine schlimmen Erfahrungen. Unaufgeregt. Er erklärt, warum er ihnen das alles erzählt: „Damit ihr nie Angst habt, zu reden.“

Schwer zu schlucken

Oder ein Treffen Alexandres mit Preynat, moderiert von einer Beauftragten des Erzbischofs, Régine Maire (Martine Erhel): Der Priester gibt die Taten zu, bringt jedoch die Bitte um Entschuldigung nicht über die Lippen. Trotzdem wird Alexandre genötigt, Hand in Hand mit Maire und Preynat das Vaterunser zu sprechen.

Maire rät ihm im Nachgang der Begegnung: „Die Wunde wird heilen, wenn wir nicht kratzen.“ Das ist einer von vielen kurzen Sätzen, die einen schwer schlucken lassen. „Wir wussten es alle, wir haben geschwiegen“, gesteht die ehemalige Sekretärin des Erzbischofs Barbarin. Der versichert den Gläubigen: „Sie können der Kirche vertrauen, Ihrem Zufluchtsort.“

Geteilter Beifall

Bei der letzten Berlinale hat „Gelobt sei Gott“ einen Silbernen Bären gewonnen, was geteilten Beifall fand. In der Tat ist der 137 Minuten lange Film recht herkömmlich gemacht. Mag schon sein, dass er den Preis seinem brisanten Thema zu verdanken hat, nicht so sehr seiner brillanten Qualität. Sei's drum.

„Gelobt sei Gott“ ist ein international bedeutsamer Spielfilm über den Missbrauchsskandal in der katholischen Kirche. Die Opfer stehen im Zentrum. Und ihr Ringen mit einer zögerlichen, wirklichkeitsfremden, konzeptlosen Kirchenleitung. Die ist sich über die Folgen ihres lauen Handelns nicht im Klaren. Der Film stellt sie vor Augen. Er endet mit der Frage eines Sohnes von Alexandre: „Papa, glaubst du noch an Gott?“ Und der Katholik öffnet sogleich den Mund. Aber er kriegt kein Wort heraus.

Hubertus Bükler



▲ Im Juni 1968 noch weitgehend einig: die Beatles Paul McCartney, John Lennon, Ringo Starr und George Harrison (von links).

Foto: imago/UPI Photo

VIELE HITS UND NOCH MEHR SPEKULATIONEN

Ein legendärer Zebrastreifen

„Abbey Road“ war das letzte gemeinsame Album der Beatles vor ihrer Trennung

„And in the end the love you take is equal to the love you make.“ Mit dieser Botschaft der gebenden und empfangenden Liebe beendeten die Beatles ihre Karriere. „The End“ bildete den Abschluss ihrer Langspielplatte „Abbey Road“, die vor 50 Jahren, am 26. September 1969, in die Läden kam. Das legendäre Zebrastreifen-Cover sorgte für wilde Spekulationen.

Trotz zunehmender bandinterner Dissonanzen entstand von Februar bis August 1969 eines der nach Sicht von Kritikern besten Alben der Beatles. „Abbey Road“ war, was die Veröffentlichung betrifft, nicht die letzte LP. Denn die im Januar 1969 unter dem Arbeitstitel „Get back“ eingespielten Songs wurden zurückgestellt, da die „Fab Four“ mit den Aufnahmen nicht zufrieden waren. Unter dem Titel „Let It Be“ kamen im Mai 1970 das gleichnamige Album und der Film heraus – einen Monat zuvor hatte Paul McCartney seine Trennung von den Beatles bekanntgegeben.

Auf dem „Abbey Road“-Titel steht weder der Bandname noch der Albumtitel – dafür auf der Rückseite. Sowohl die Beatles als auch die Straße im Londoner Stadtteil Westminster mit den Tonstudios des Plattenkonzerns EMI waren schon damals weltberühmt.

Das Cover beflügelte die seit 1967 grassierenden Verschwörungstheorien, wonach McCartney Ende 1966 bei einem Motorradunfall gestorben

und durch einen Doppelgänger ersetzt worden sein soll. Demnach stellen die vier Beatles einen Leichenzug dar: voran John Lennon als Priester, dahinter Ringo Starr als Angehöriger, danach der „Verstorbene“ Paul McCartney und zum Schluss George Harrison in Jeans als Bestatter.

Dass McCartney nicht im Gleichschritt marschiert, zudem barfuß (in manchen Religionen ein Symbol für den Tod) und als Linkshänder die Zigarette in der rechten Hand hält, wurden als Hinweise für die Richtigkeit der Spekulationen gewertet. Ebenso das Nummernschild des weißen VW Käfers. „28 IF“ bedeutete demnach, dass McCartney im 28. Lebensjahr stünde, wenn er noch leben würde. Da-

bei waren die Hintergründe simpel: McCartney wohnte um die Ecke der Tonstudios und war für das Foto in guter Hippie-Manier kurzerhand barfuß vorbeigekommen. Und der Käfer gehörte John Lennon, der sein Auto vor den Studios geparkt hatte.

Tonband zerschnitten

Die Aufnahmen für die LP begannen am 22. Februar 1969 mit Lenkons kompromisslosem Blues „I Want You (She’s So Heavy)“. Der Song, auf dem Album fast acht Minuten lang, war eigentlich noch länger. Um ihn als letztes Stück auf die A-Seite zu bringen, wurde das Tonband einfach durchgeschnitten.

Da Ringo Starr beim Film „Magic Christian“ mitwirkte, folgten erst im April weitere Aufnahmen: Harrisons Meisterwerk „Something“, McCart-

neys „Oh! Darling“, eine Doo-wop-Parodie im Stil der 1950er Jahre, und Starrs „Octopus’s Garden“ im Country&Western-Stil. McCartneys „You Never Give Me Your Money“ thematisiert die damaligen Querelen um Geld und Management.

Nach ihrem Sommerurlaub nahmen die Beatles unter anderem den weiteren Harrison-Klassiker „Here Comes The Sun“ und McCartneys „Maxwell’s Silver Hammer“ auf. Lennon trat als Songautor erst wieder am 21. Juli mit seinem politisch angehauchten „Come Together“ in den Fokus. Anfang August waren alle Aufnahmen fertig.

Am 20. August 1969 waren alle Beatles letztmals gemeinsam im Studio, um die Reihenfolge der Songs festzulegen. Der Albumtitel stand da schon fest. Beim Arbeitstitel „Everest“ wäre zur Produktion des Coverfotos ein Flug in den Himalaya nötig gewesen. Das war den Fab Four zu viel, deshalb gingen sie stattdessen einfach vor ihr Tonstudio – und schufen ein weiteres Stück LP-Geschichte.

Markus Bauer/red



▲ Am 8. August, 60 Jahre nach den Fotoaufnahmen für das Cover, stellten Beatles-Fans die berühmte Szene auf dem Zebrastreifen nach.

Foto: dpa

4 Als Friedrich das Krankenzimmer seiner Frau betrat, hätte er es beinahe wieder rückwärts verlassen. Die Person, die er da im Bett vorfand, hatte mit der Frau, die er geliebt hatte, mit der Mutter seines Sohnes, nicht mehr die geringste Ähnlichkeit.

Die Schwester, welche sich gerade an deren Nachtkastl zu schaffen machte, drückte ihm mitleidsvoll die Hand und erklärte ihm, wenn er noch einen Moment warten wolle, könne sie ihm gleich die persönliche Habe seiner Frau mitgeben. Wieder zurück im Stationszimmer, wollte der junge Witwer vom Oberarzt wissen, woran seine Frau eigentlich gestorben sei. „An einem Kreislaufschock, das habe ich Ihnen doch bereits mitgeteilt.“ „Ja, das haben Sie. Aber ein Kreislaufschock kommt nicht von alleine. Der muss doch eine Ursache haben.“ Nun sah sich der Mediziner genötigt, Farbe zu bekennen: „Ihre Frau ist am Kindbettfieber gestorben.“

„Am Kindbettfieber?“ Heftig und vorwurfsvoll kam dieses Wort aus dem Mund des Bauern. „Ich dachte, diese Krankheit sei seit 50 Jahren ausgerottet!“ „Leider nicht. Bedauerlicherweise flammt sie immer wieder mal auf.“ „Jetzt habe ich meine Frau zur Entbindung extra ins Spital gebracht, um zu verhindern, dass sie am Kindbettfieber erkrankt, und nun ist hier genau das eingetreten!“

„Ja, das tut mir für sie leid.“ „Das hilft ihr jetzt auch nicht mehr. Irrendetwas muss falsch gelaufen sein. Seit der Wiener Arzt Semmelweis im vorigen Jahrhundert die Ursache für diese Krankheit entdeckt hat und alenthalben Hygiene predigte, dürfte so etwas doch nicht mehr vorkommen!“ machte der Witwer seinem Herzen Luft. „Ja, Sie haben recht. Wir stehen selbst vor einem Rätsel. Wir haben alles getan, was in unserer Macht stand.“ „Bestimmt nicht alles“, entgegnete der aufgebrachte Bauer. „An irgendeiner Stelle muss unsteril gearbeitet worden sein.“

Hilflos zuckte der Mann im weißen Kittel die Schultern. „Wieso wissen Sie eigentlich so gut Bescheid über diese Krankheit?“ „Meine Mutter hat mir davon erzählt. Für eine Bauersfrau ist sie erstaunlich belesen und interessiert an allem, was mit Medizin zu tun hat.“ Dazu gab der Arzt keinen Kommentar. Er zeigte sich offensichtlich erleichtert, als der Witwer das Thema wechselte. Dessen Frage, wie es nun mit dem Neugeborenen weiterginge, beantwortete der Doktor ausweichend: „Säuglingspflege fällt nicht in mein Gebiet. Ich werde Ihnen die Schwester vom Kinderzimmer schicken.“ Weg war er und ward nicht mehr gesehen.

Die Säuglingsschwester erklär-



Dass ihr großer Bruder Martin eigentlich ihr Halbbruder ist, erfährt Nannerl erst als Schulkind. Er stammt aus der ersten Ehe des Vaters, die ein trauriges Ende nahm: Nach Martins Geburt bekam die frischgebackene Mutter hohes Fieber. Ihr Zustand verschlechterte sich von Tag zu Tag – bis sie schließlich starb. Für Friedrich brach eine Welt zusammen.

te sich bereit, den kleinen Martin unentgeltlich so lange im Spital zu behalten, bis eine Lösung für ihn gefunden sei. Dass mein Vater seiner damals schon 71 Jahre alten und schon ziemlich gebrechlichen Mutter keine Säuglingspflege mehr zumuten konnte, war ihm klar. Er musste froh sein, dass sie noch kochte und den Haushalt einigermaßen aufrechterhielt.

Für den leidgeprüften Mann wurde es kein leichter Gang, seinen Schwiegereltern die Nachricht vom Tod ihrer Tochter zu überbringen. Wie erhofft, zeigten sich diese spontan bereit, den Enkel zu sich zu nehmen. Mit ihren 62 Jahren fühlte sich Walburga durchaus in der Lage, die Rolle einer Pflegemutter zu übernehmen, bis Friedrich wieder eine Frau fand. Denn dass er bald wieder heiraten musste, stand außer Frage. Auf einen Bauernhof, mochte dieser noch so klein sein, gehörte eine Bäuerin. Und eine Mutter für sein Kind auch. Der Bub sollte schließlich in seinem Vaterhaus aufwachsen.

Nach der Beisetzung, an der viele Bewohner aus Friedrichs Dorf und auch viele aus der Gemeinde der Verstorbenen teilgenommen hatten, saßen die Verwandten noch beim Mahl zusammen. Natürlich beschäftigte alle das Thema, dass die junge Mutter an einer Krankheit hatte sterben müssen, die man damals längst besiegt glaubte. Von mehreren Seiten gab man dem Witwer den Rat, er solle gerichtlich da-

gegen vorgehen. Er müsse die Ärzte, die Schwestern, die Hebamme, ja, das ganze Krankenhaus verklagen. In aller Ruhe hörte sich der gepeinigter Mann die Vorschläge an, bevor er dazu seinen Kommentar gab: „Um gegen die Anwälte anzugehen, die sich das Spital leisten kann, fehlt mir das Geld. Und selbst wenn ich den Prozess gewinnen sollte, was bringt mir das? Davon wird meine Frau auch nicht wieder lebendig.“ Doch einige der Trauergäste ließen nicht locker: „Man muss ein Exempel statuieren! Man sollte schon deshalb gegen das Spital prozessieren, damit es nicht zu ähnlichen Vorfällen kommt!“ Doch der junge Witwer entgegnete in seiner bedächtigen Art: „Meiner Meinung nach ist das nicht nötig. Durch den Tod meiner Frau wurde die Klinik dermaßen aufgerüttelt, dass man in Zukunft die hygienischen Vorschriften gewiss genauestens beachtet.“

In den folgenden Wochen blieb Friedrich nicht viel Zeit, seiner Trauer nachzuhängen. Mittlerweile war es April geworden, da mussten die anstehenden Feldarbeiten und die Stallarbeit, die sonst weitgehend seine Frau übernommen hatte, erledigt werden. Seine Wäsche durfte er allerdings zu den Schwiegereltern bringen, so musste er seine arme kranke Mutter damit nicht auch noch belasten.

Dass bald wieder eine Frau ins Haus musste, war nicht nur seiner Mutter, sondern auch ihm selbst

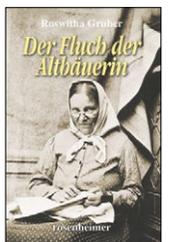
klar. Allerdings würde ihm keine Frau einfach so zulaufen. Wenn er wieder heiraten wollte, musste er aktiv werden. Ihm schien es jedoch unschicklich, sich als frisch Verwitweter auf dem Tanzboden nach einer Braut umzusehen. Nach einigen Wochen schlug seine Mutter ihm vor, doch einmal in der Zeitung nach Angeboten von heiratswilligen Frauen zu schauen. Diese Möglichkeit schlug er nicht aus, doch auch dies schien ihm verfrüht.

Mithilfe eines Nachbarn wurschtelte er sich einigermaßen gut durch die Heu- und Getreideernte. Im September, rechtzeitig bevor die Kartoffelernte losging, eröffnete sich ein Lichtblick, mit dem man nicht hatte rechnen können. Friedrichs Schwester Liesl, die auswärts in Stellung gewesen war, kehrte ins Vaterhaus zurück. Sie befand sich in anderen Umständen und wusste nicht, wohin sie sich sonst wenden sollte. Mutter und Bruder nahmen sie mit offenen Armen auf. Für beide bedeutete es eine enorme Erleichterung, eine junge Frau im Haus zu haben. Die Rückkehr von Liesl bot einen nicht zu unterschätzenden Vorteil: Als Tochter des Hauses konnte sie sich im Haushalt, im Stall und auch mit allen Feldarbeiten bestens aus. Ende April brachte sie im Elternhaus mithilfe der erfahrenen Dorfhebamme ihren Buben Richard zur Welt. Dem Spital traute man nicht mehr.

Im Juni zur Heuernte war Liesl wieder voll einsatzfähig. Während sie auf dem Feld arbeitete, wurde der Bub von seiner Oma betreut. Sie konnte sich zwar nicht viel mit ihm beschäftigen, aber zumindest nach ihm schauen, wenn er schrie, und die Flasche geben konnte sie ihm auch. Ja, und dann meinte es der Zufall ein zweites Mal gut mit dem jungen Witwer. Der Bauer, dessen Getreidefeld an das seine grenzte, hatte eine neue Magd eingestellt. Obwohl Friedrich selbst sehr viel zu tun hatte, entging ihm nicht, dass diese gut zupacken konnte. „Das wäre bestimmt die richtige Frau für dich“, stellte Liesl fest, der die Blicke des Bruders nicht entgangen waren. „Wenn du meinst. Dann lass uns den Jausenplatz direkt am Feldrand zum Nachbarn wählen.“

► Fortsetzung folgt

Der Fluch der Altbäuerin
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus
GmbH & Co. KG
ISBN:
978-3-475-54804-8



Missionswerke und ihre Projekte



Kirchliche Missionswerke entstanden im 19. Jahrhundert zunächst vor allem in Europa, später auch auf anderen Kontinenten. Ihr Anliegen ist es, die Mission der Kirche zu unterstützen. Mission heißt wörtlich „Sendung“ und bezieht sich auf den Auftrag Jesu an die Apostel, ihre Nachfolger und Mitarbeiter, das Evangelium in der ganzen Welt zu verkünden. Papst Franziskus, dem die Mission ein großes Anliegen ist, betont: Mission – das gelebte Bekenntnis zu Christus – sei nicht nur Sache von Priestern und Ordensleuten, sondern jedes einzelnen Christen.

50 Jahre für Menschen in Not

Als weltweit größtes franziskanisches Hilfswerk unterstützt die Missionszentrale der Franziskaner e.V. (MZF) eine Vielzahl sozialer Projekte in den ärmsten Regionen der Erde. So unterschiedlich die Herausforderungen dabei sind, so eindeutig ist das Ziel: die nachhaltige Verbesserung der Lebenssituation von Menschen in Not. In diesem Jahr feiert das Hilfswerk sein 50. Jubiläum. Der Franziskaner und Leiter des Hilfswerks, Bruder Matthias Maier OFM, gibt einen Einblick in die Arbeit der Missionszentrale.

Bruder Matthias, in Ihrer Funktion als Leiter der Missionszentrale waren Sie bereits auf Projektreisen in Indien, einigen Ländern Afrikas und kürzlich in Syrien. Wie haben Sie die Besuche der Projekte vor Ort erlebt?

Die Arbeit der Schwestern und Brüder in den Projekten beeindruckt mich immer wieder aufs Neue und hat mich tief berührt. Auf den Projektreisen durfte ich erfahren, dass hinter jedem Vorhaben viele Menschen mit ihren ganz individuellen Erfahrungen stehen, die ihre Energie und Lebenskraft in die Arbeit investieren. Die Lebensgeschichten dieser Menschen füllen die Projekte mit Leben. Es ist ein Geschenk, dass ich viele Menschen in den Projekten persönlich kennenlernen durfte. Ihren Lebensweg zu queren, bewegt mich jedes Mal wieder und gibt mir viel Motivation für meine tägliche Arbeit.

Worin sehen Sie die zentralen Aufgaben der Missionszentrale und wie unterscheidet sich die MZF von anderen Hilfswerken?

Die Missionszentrale ist ein christliches Hilfswerk. Wir wollen aus dem Geist des heiligen Franziskus und aus der biblischen Botschaft heraus die Nöte der Menschen ernst nehmen und uns mit notleidenden Menschen weltweit so-

lidarisch zeigen. Das Wort „Mission“ in unserem Namen bedeutet nicht, dass wir jemandem etwas aufdrängen möchten. Für uns franziskanische Schwestern und Brüder führt kein Weg zu Gott am Menschen vorbei, das ist unsere Mission: Dort wo Menschen in Not sind, wollen wir eine helfende Hand ausstrecken, damit ein Leben in Würde möglich wird. Das Originelle in der Arbeit der MZF besteht darin – und

dafür sind wir sehr dankbar –, dass wir auf ein beeindruckendes internationales Netzwerk zurückgreifen können. Die Arbeit der Missionszentrale zeichnet sich dadurch aus, dass Schwestern und Brüder vor Ort Probleme erkennen und Ideen haben, die sie aus ihrer Berufung heraus umsetzen.

Die Schwestern und Brüder kommen aus dem soziokulturellen Umfeld vor Ort. Sie kennen die Gepflogenheiten und können sehr feinfühlig bestehende Probleme gemeinsam mit der Bevölkerung lösen. Bei uns in der Missionszentrale wird Unterstützung angefragt, um das franziskanische Leben mit und für die Armen zu unterstützen.

Welche Akzente möchten Sie zukünftig in der Zusammenarbeit mit den Projektpartnern, also mit den Schwestern und Brüdern vor Ort setzen?

Wir müssen in Zukunft mehr kooperieren. Als Missionszentrale der Franziskaner wollen wir nicht nur Geld vom einen in den anderen Teil der Welt schicken. Kooperation bedeutet für mich, dass wir, solange es Armut gibt, auch gemeinsam für die Armen eintreten und ihnen eine Stimme geben.

Wir sind lebendiger Teil eines Netzwerks, in dem Menschen in Not immer wieder neu aufgefangen werden. Es ist deshalb wichtig, dass wir mit den Partnern in einem ständigen Dialog bleiben, damit die Geschichten, die sie schreiben, auch eine Botschaft an uns sind. Es ist ja nicht so, dass nur die Reichen den Armen etwas geben. Auch und vor allem die Armen haben eine Botschaft an die Welt und an uns. Dieses Miteinander, was wir auch ein Stück Kirche nennen können, möge immer neu entstehen.

Wir wollen Stimmungen, Ideen und Ansätze aus den Projektländern einfangen und hier in Deutschland publik machen. Mir schwebt auch ein intensiverer Austausch zwischen den Schwestern und Brüdern vor, die von uns unterstützt werden. Vielleicht können wir eine Plattform schaffen, auf der die Projektverantwortlichen ihre Ideen und Erfahrungen austauschen und gemeinsam neue Lösungsansätze entwickeln können. Es wäre doch großartig, könnte sich eine

Schwester aus Kenia mit einer Schwester aus Indien zum Thema Frauenrechte austauschen, wenn beide dazu Projekte umsetzen.

Lösungen für komplexe Probleme findet man, wenn man eine zwischenmenschliche Beziehung aufbaut und Gemeinschaft entstehen lässt. Wenn es um Lösungen für globale Probleme – wie zum Beispiel den Klimawandel – geht, dann brauchen wir starke Beziehungen, die den ganzen Globus umspannen.

Für die Würde des Menschen. Weltweit.



Wenn Sie gefragt werden, „Warum soll ich mit meiner Spende ausgerechnet die Missionszentrale der Franziskaner unterstützen?“, was antworten Sie darauf?

Weil die Spende direkt ankommt. Oft fehlt es an einfachen materiellen Dingen, die für das Engagement vor Ort unabdingbar sind: Eine Überdachung in einer Herberge für Geflüchtete, Lebensmittel für Schulkinder oder medizinische Ausstattung in einer Krankenstation. Mit der Unterstützung unserer Spenderinnen und Spender können wir den Schwestern und Brüdern bei diesen grundlegenden Dingen helfen. Die Spende kommt also nicht nur einmal an, sie stärkt den lebendigen Einsatz vor Ort und wird damit um ein Vielfaches vermehrt.

Was ist Ihre Vision für die Missionszentrale der Franziskaner?

Den Geist von Franz von Assisi, Gott und den Menschen ernst zu nehmen und diesen Geist in der Missionszentrale der Franziskaner immer wieder neu zum Blühen zu bringen. Wo genau die Missionszentrale in den nächsten Jahren steht, will ich nicht definieren. Ich wünsche uns, dass wir weiterhin die Not in vielen Teilen der Erde erkennen und Menschen erreichen, die uns dabei helfen, den Notleidenden beizustehen und ihnen eine Stimme zu geben. Dabei ist es wichtig, dass wir uns immer wieder überraschen lassen und offen sind für Neues. Gottes Geist möge uns dabei unterstützen.

Kontakt

Missionszentrale der Franziskaner e. V.
Albertus-Magnus-Str. 39,
53177 Bonn
oder: Postfach 20 09 53,
53139 Bonn
Telefon: 0228/9 53 54-0,
Fax: 0228/9 53 54-40,
E-Mail: post@mzf.org



▲ Bei seiner Reise nach Kenia lernt Bruder Matthias die Menschen hinter den Projekten kennen. Diese Begegnungen empfindet er als großes Geschenk. Foto: MZF



▲ Der Apfeldorn mag trockene Böden und übersteht deshalb heiße Sommer unbeschadet. Zugleich ist er schön anzusehen – besonders im Herbst.

Foto: gem

Naturnah und umweltfreundlich

Lavendel statt Schotter: Verantwortungsvolles Gärtnern in Zeiten des Klimawandels

Weniger Regen, höhere Temperaturen: Die Natur leidet unter den Folgen des Klimawandels. Auch in diesem Sommer wurden neue Hitzerekorde aufgestellt. Das stellt Gartenbesitzer vor neue Herausforderungen. Der Naturschutzbund Deutschland (Nabu) gibt deshalb Tipps für das richtige Gärtnern in Zeiten des Klimawandels.

„Alle deutschen Vorgärten zusammen entsprechen der Fläche aller deutschen Naturschutzgebiete“, sagt Kathrin Kaltwasser vom Naturschutzbund Deutschland (Nabu). „Wer sich das vor Augen führt, der weiß, wie wichtig es ist, im eigenen Garten naturnah und umweltfreundlich zu arbeiten.“ Gartenbesitzer müssten sich ihrer besonderen Verantwortung für Umwelt und Klima bewusst werden.

Auf Torf verzichten

Ein Kompost ist klimafreundlicher als synthetisch hergestellter Dünger, der energieaufwendig produziert wird. Zu viel Stickstoff ist ohnehin nicht empfehlenswert für den Boden, weil er Lachgas freisetzt, das noch klimaaktiver wirkt als Kohlendioxid.

Gartenabfälle sollten also nicht verbrannt, sondern kompostiert werden, empfiehlt der Nabu, zumal Kompost anstelle von Torf verwenden

det werden kann. Bei der Torfgewinnung wird nämlich Kohlendioxid freigesetzt. Die Moore als Lebensräume werden zerstört.

Gartenbesitzer müssen außerdem lernen, welche Pflanzen mit Trockenheit und Hitze gut zurechtkommen. Das müssen nicht gleich Kakteen sein. Auch Fetthenne, Katzenminze und Lavendel bevorzugen trockenen Boden und sind gleichzeitig Bienen- und Schmetterlingsweiden. Vermeintlich pflegearme Schottergärten hingegen heizen das Mikroklima nur noch mehr auf.

Heide, Ginster, Rosmarin

Der Nabu empfiehlt trockenresistente, an den Standort angepasste Pflanzen. Dazu gehören auch Arten, die für die südfranzösische Strauchheide typisch sind. Das sind etwa Ginster und Zistrosen, Rosmarin und Schopflavendel – Pflanzen, die sich entweder in filzige, ledrige, mit Wachs überzogene Blätter hüllen oder durch Ausscheidung ätherischer Öle mit einer Dufthülle umgeben, um ihre Wasserverdunstung zu senken.

Neben den mediterranen Halbsträuchern gibt es auch Bäume, die mit weniger Wasser auskommen, Tiefwurzler wie die Kulturbirne etwa. Ihren großen Auftritt haben jetzt aber die Maulbeerbäume.

Vor allem die Weiße Maulbeere kann mit „extrem trockenen bis

frischen Böden“ gut leben, weiß die Agrarwissenschaftlerin und Fachautorin Brunhilde Bross-Burkhardt aus dem württembergischen Langenburg. Auch die Schwarze Maulbeere liebt es „trocken bis frisch“, ebenso wie Apfeldorn und Eingrifflicher Weißdorn.

Maulbeeren werden bis zu 15 Meter hoch und sind damit nicht für kleine Gärten geeignet. Es gibt aber auch Zwergzüchtungen der Schwarzen Maulbeere, die nur drei Meter hoch wachsen.

Die Früchte des Weißdorns wiederum schmecken den Vögeln. Überhaupt gilt der kleine Baum oder große Strauch als „Vogelschutzgehölz“, weil er mit seinen Dornen Fressfeinde fernhält. Wer Weißdorn pflanzt, handelt nicht nur klimaflexibel, sondern dient auch dem Artenschutz.

Mulch gegen Trockenheit

Aber auch diese Bäume brauchen zunächst Wasser um anzuwachsen. „Man sollte sie gut einwässern und den Boden mit natürlichen Materialien eindecken“, rät Bross-Burkhardt. „In trockenen Sommern ist das Mulchen besonders wichtig, weil es die Feuchtigkeit im Boden hält.“ Blätter von Brennnesseln eignen sich gut dafür. Auch für den Kompost sind ihre Inhaltsstoffe wertvoll. „Und Spinat verrottet sehr gut, ist auch ein gutes Futter für Regenwürmer.“

Wasser sparen wird allmählich lebensnotwendig für Pflanze und Mensch. Regentonnen helfen nur, wenn es auch regnet. Wenn also mit dem Schlauch gegossen werden muss, dann sollte man nur zwei- bis dreimal die Woche durchdringend wässern, anstatt täglich darüber zu spritzen.“ Das schadet eher, weil das oberflächliche Benetzen den Befall mit Pilzkrankheiten begünstigt“, erläutert Bross-Burkhardt.

Ein vertrockneter Rasen schmerzt nur das Gärtner-Ego, denn er erholt sich nach dem nächsten Regenguss. Zu kurz sollte das Gras nicht sein. Lässt man den Rasen höher wachsen, können sich die Gräser wechselseitig beschatten. Außerdem warnt der Nabu: „Motortrasenmäher stoßen klimaaktive Gase aus.“

Heißt es künftig: bunte Blumen ade? Nein, denn tief wurzelnde Rosen kommen beispielsweise gut mit wenig Wasser zurecht. Duftnesseln, Spanisches Gänseblümchen, Goldmohn und Woll-Ziest sind stachellose Alternativen. Wasserspeichernde Sukkulenten sind angesagt, auch Disteln und Karden mit ihren stacheligen Köpfen. Mariendisteln beispielsweise sind nicht nur eine Augenweide, sie werden auch gern von Insekten besucht. Und die stolze „Weberkarde“ blüht im Sommer für die Hummeln und nährt dann im Herbst und Winter die Distelfinken.

Claudia Schülke

Gegen alle Gesetze der Statik

Die Kathedrale von Beauvais war für kurze Zeit das höchste Gebäude der Welt

16. Jahrhundert: Die Zeit der gotischen Kathedralen war vorbei. Die von Orleans war im Vorjahr in den Religionskriegen zerstört worden. Doch in Beauvais rafften sich die Baumeister noch einmal zu einer vermessenen Höchstleistung auf.

Am Ende hatten sie es doch geschafft. Dreieinhalb Jahrhunderte zuvor wollte Bischof Milon de Nanteuil in Beauvais die größte Kirche der Welt bauen lassen - größer vor allem als die der Nachbarn Amiens und Rouen. Und von diesem Plan ließen sie im nordfranzösischen Beauvais nicht mehr ab. Gotisches Bauen wurde mehr und mehr zur Gier nach dem absoluten Maximum; Himmelstreben bis zum Gehnichts mehr. 1284 stürzten Teile des Chorgewölbes ein; die hochfliegenden Pläne schienen erledigt. Doch nun endlich, 1569, vor 450 Jahren, war die Kathedrale von Beauvais mit 153 Metern Höhe das höchste Gebäude der Welt.



▲ Auch ohne Langhaus und Turm ist die Kathedrale Saint Pierre in Beauvais eine der bedeutendsten gotischen Kirchen in Frankreich. Mit einer Höhe von 48,5 Metern ist ihr Kirchengewölbe das höchste der Welt. Foto: imago/ZUMA Press

In unfassbare Höhen

Die Zeit der gotischen Kathedralen war eigentlich vorbei – die von Orleans war 1568, im Vorjahr, in den Religionskriegen von Hugenotten gesprengt worden. Doch in Beauvais in der Picardie rafften sich die Baumeister noch ein letztes Mal zu einer vermessenen Höchstleistung auf. Nachdem sie das Chorgewölbe bis zur unfassbaren Höhe von 48 Metern getrieben und das Querschiff mit seinen Portalen angefügt hatten, setzten sie – als geplante Zwischenstation zum Weiterbau –

einen riesigen Vierungsturm auf. Dass das ohne ein stützendes Langhaus statisch äußerst kühn war, muss den Erbauern klar gewesen sein.

Immerhin wählten sie aus einem Entwurf komplett aus Stein und einem mit steinernem Unterbau und Aufbau aus Holz die leichtere Variante aus. 1569 war der Turm fertiggestellt – mit 153 Metern höher als jedes Gebäude sonstwo auf der Welt. Historische Berichte, die Olavskirche im baltischen Reval (heute Olaiikirche in Tallinn) sei damals 159 Meter hoch gewesen, beruhen wohl auf einem Rechenfehler

mit einem nicht gängigen Längenmaß. Sie wird nicht viel mehr als 120 Meter erreicht haben.

Hatten sich die Meister von Beauvais tatsächlich über die Gesetze der Statik hinwegsetzen können? Hatten sie es tatsächlich der ganzen Welt gezeigt? Schon einmal war es ja schiefgegangen. Die gotische Architektur zielt auf absolute Transparenz. Von Licht durchflutet soll der Raum sein, den Blick und die Gedanken emporziehen, die Wände geradezu auflösen. Für die komplizierte Statik müssen Außenstreben sorgen, um die enormen Auflasten des Gewölbes seitlich abzuleiten. In jener verhängnisvollen Nacht des 29. November 1284 jedoch riss ein furchtbarer Knall die Bürger aus dem Schlaf. Die Stabilität hatte nicht gereicht, die Baumeister ihren Genius überschätzt.

Die zweite Katastrophe

Das sollte diesmal nicht passieren. Doch die Winde, die vom Meer über der Ebene rollten, zerrten an der gewagten Konstruktion. Und obwohl noch wenige Wochen zuvor eine zusätzliche Stützkonstruktion für den Vierungsturm fertiggestellt worden war, geschah, was geschehen musste: Das Wunder von Beauvais währte nur wenige Sommer. An Christi Himmelfahrt 1573 – die Gemeinde hatte die Kirche soeben in Prozession verlassen – gaben zwei

der Stützpfeiler nach. Der Holzturm brettete buchstäblich auf Chorgewölbe und Querhaus hinunter. Die einstürzenden Gewölbe und die Glocken zermalmt den gerade vollendeten Lettner.

Heute gut gesichert

Die Überlieferung berichtet, dass ein zum Tod am Galgen Verurteilter die wackeligen Trümmerreste vom Dach hinunterstoßen musste – und sich damit Leben und Freiheit verdiente. Die Beseitigung der Schäden fraß bis 1578 sämtliche Mittel auf, die eigentlich zum Weiterbau am Langhaus hätten verwandt werden sollen. So wirkt der heutige Torso wie ein mittelalterlicher Turmbau zu Babel: Chor und Querhaus, multipel verankert und gesichert gegen eine dritte Katastrophe, stehen für das Maximum, das die gotische Kathedrale rein statisch erreichen konnte.

Und statt des Langhauses und der Westtürme – Gott weiß, wie hoch sie wohl hätten werden sollen – hockt demütig und scheinbar winzig bis heute der karolingische Vorgängerbau aus dem 10. Jahrhundert, in dem noch Steine aus der Römerzeit verbaut sind. Auch dieses vermeintlich hutzelige Häuschen ist ein Gotteshaus. Auch hier wurde über Jahrhunderte die Messe gefeiert, während nebenan das größte Gebäude der Welt entstand.

Alexander Brüggemann



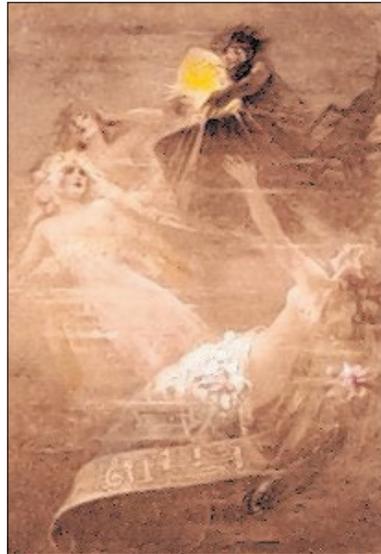
▲ Die Errichtung des Langhauses wurde nie in Angriff genommen. An dessen Stelle steht noch immer das Schiff des Vorgängerbaus aus dem 10. Jahrhundert. Foto: gem

VOR 150 Jahren

Wer ist „Herr des Rings?“

Nicht nur Alberich, auch Ludwig II. stahl das „Rheingold“

Der Welt der Oper fehlt es nicht an Verrücktem, Kuriosen und Extravagantem, doch das hatte es noch nie gegeben: Gegen den erklärten Willen des Komponisten wurde eine Oper uraufgeführt! Richard Wagner versuchte vergeblich, die eigene Premiere zu sabotieren! Gekidnappt wurde „Das Rheingold“ ausgerechnet von Wagners größtem Gönner – dem bayerischen „Märchenkönig“ Ludwig II.



▲ Weil sie seine Liebe verschmähten, stiehlt Zwerg Alberich den Rheintöchtern das Rheingold.

Seit 1848 beschäftigte sich Wagner mit der nordisch-germanischen Sagenwelt des Nibelungenlieds und der Edda. Sie wollte er als Kulisse für seine Parabel über Macht, Gier, Treue und Verrat verwenden. Sozialrevolutionäre Kapitalismuskritik an der neuen „Götterwelt“ des Industriezeitalters kleidete er in eine Tetralogie.

„Das Rheingold“, „Die Walküre“, „Siegfried“ und „Die Götterdämmerung“ bilden den „Ring des Nibelungen“, integriert durch Wagners Leitmotiv-Musiksprache. Ausgehend vom Siegfried-Stoff ergänzte der Komponist rückwärts immer größere Teile der Vorgeschichte. „Das Rheingold“ wird klangmalerisch durch die Wogen des Rheins eröffnet: Erst raubt der gekränkte Alberich den Rheintöchtern ihr Gold, dann kassiert Walhall-Bauherr Wotan den Schatz zur Schuldentilgung.

Mit Geldproblemen kannte sich Wagner aus. Gläubiger verfolgten ihn oft, bis sein größter Bewunderer ihn rettete. Ludwig II., süchtig nach Wagners Musik, wurde zu seinem Mäzen und Financier. Insbesondere erteilte der König den Auftrag, den „Ring“ zu vollenden, für dessen Aufführungen ursprünglich ein eigenes Münchner Opernhaus entstehen sollte. Doch seine Verschwendungssucht und seine Einmischungen in die Politik machten den Komponisten in München unbeliebt, sodass er in die Schweiz übersiedelte.

16 Stunden, vier Tage

Er riskierte sogar ein Zerwürfnis mit Ludwig II.: Eigentlich hatte der Komponist aus Dankbarkeit das „Rheingold“ und die „Walküre“ an den König verkauft. Dieser brannte darauf, den Anfang des „Rings“ endlich aufzuführen. Doch Wagner wollte die Premiere zurückhalten, bis der ganze Opernzyklus fertig wäre. Erst dann sollte das

16-stündige Gesamtwerk im Rahmen eigener Festspiele an vier aufeinanderfolgenden Tagen am Stück aufgeführt werden.

Als es bei den „Rheingold“-Proben zu Pannen kam, brachte Wagner den Dirigenten Hans Richter und den Wotan-Bariton dazu, ihre Engagements hinzuschmeißen. Am 31. August 1869 reiste er selbst nach München: „Hand weg von meiner Partitur! Das rate ich Ihnen, Herr, sonst soll Sie der Teufel holen!“, herrschte der Musiker den neuen Dirigenten Franz Wüllner an.

Der „Kini“ war stärker

Doch am Ende präsentierte sich der „Kini“ als „Herr des Rings“: Der Komponist konnte die Uraufführung seines „Rheingolds“ am 22. September 1869 im königlichen Hof- und Nationaltheater München nicht verhindern. Demonstrativ blieb er der Premiere schmollend fern und beschwerte sich bitter über die „Sauereien des Rheingolds“.

Angesichts des Erfolgs des Stücks schwand Wagners Groll jedoch rasch. Dank einer Finanzspritze Ludwigs II. sollte der Komponist seine Festspiele letztendlich bekommen: Der Bayreuther Grüne Hügel wurde im August 1876 durch die erste Komplettaufführung des „Rings“ eröffnet. Hätte Wagner bereits damals Loriot's Parodie „Der Ring an einem Abend“ gekannt, hätte er sich wahrscheinlich viel Ärger und Arbeit ersparen können.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

21. September Deborah, Matthäus

Eine Nachlässigkeit bei Reparaturarbeiten der ersten Dresdner Semperoper löste 1869 einen verheerenden Brand aus, der das Gebäude komplett zerstörte. Einen Neubau schuf Baumeister Gottfried Semper wenige Jahre später. Dieser war auch nicht vor Katastrophen gefeit: 1945 nahm er Schaden durch Bomben, 2002 durch das Elbhochwasser.

Tage-Arbeitswoche und wechselnde Ruhetage sollte er den christlichen Sonntag als Ruhetag abschaffen. So wollte man die Effizienz der Industrieproduktion erhöhen. Der Kalender bewährte sich nicht. 1940 wurde er abgeschafft (Foto unten).

22. September Jona, Mauritius, Emmeram

70 Jahre alt wird der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick. Der beliebte Kirchenmann gilt als volksnah und sucht das Gespräch mit den Gläubigen – auch weltweit.



Als Vorsitzender der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz hat er ein strammes Reiseprogramm.

25. September Firmin, Nikolaus von Flüe, Gottfried

Angesichts der desolaten militärischen Lage ordnete Adolf Hitler 1944 die Aufstellung des „Volkssturms“ an. Alle „waffenfähigen Männer“ zwischen 16 und 60 Jahren mussten einrücken. Ihre Ausrüstung war schlecht. Den meisten war klar, dass sie nur als „Kanonenfutter“ dienten. Laut Schätzungen verloren mindestens 175 000 ihr Leben.

26. September Kosmas, Eugenia

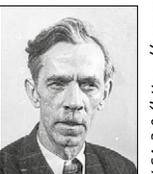
Weil die Einwohner Hongkongs die Kandidaten zur Wahl ihres Verwaltungschefs frei wählen wollten, eskalierte in China vor fünf Jahren eine Protestwelle. Demonstranten besetzten Teile des Regierungsviertels. Als „Regenschirm-Revolution“ wurde die Aktion bekannt, weil sich die Menschen mit Schirmen vor dem Reizgas der Polizei schützten.

23. September Zacharias und Elisabet, Thekla

Bruce Springsteen feiert heute seinen 70. Geburtstag. Der US-Amerikaner ist einer der kommerziell erfolgreichsten Rockmusiker. Mit dem Album „Born to run“ gelang ihm 1975 der Durchbruch. Seine Musik ist beeinflusst von Folk, Blues, Country und Rock'n'Roll. Zum Teil prägen religiöse Motive die Texte.

27. September Hiltrud, Dietrich, Vinzenz von Paul

Mit Pastell und Öl gab Otto Nagel Arbeitern auf der Leinwand ihr Gesicht. Als Straßensmaler schuf er Stadtansichten des noch unzerstörten Berlins. 1894 wurde der deutsche Maler geboren.



24. September Rupert, Hermann, Mercedes

Vor 90 Jahren beschloss ein Regierungskollegium unter Josef Stalin die Einführung des sowjetischen Revolutionskalenders. Durch eine Fünf-

Zusammengestellt von Lydia Schwab

	ЯНВАРЬ	ФЕВРАЛЬ	МАРТ	АПРЕЛЬ	МАЙ	ИЮНЬ
Воскресенье	5 12 19 26	2 9 16 23	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29
Понедельник	6 13 20 27	3 10 17 24	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30
Вторник	7 14 21 28	4 11 18 25	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24
Среда	1 8 15 22 29	5 12 19 26	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25
Четверг	2 9 16 23 30	6 13 20 27	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26
Пятница	3 10 17 24 31	7 14 21 28	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27
Суббота	4 11 18 25	1 8 15 22	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28

	ИЮЛЬ	АВГУСТ	СЕНТЯБРЬ	ОКТАБРЬ	НОЯБРЬ	ДЕКАБРЬ
Воскресенье	6 13 20 27	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28
Понедельник	7 14 21 28	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29
Вторник	1 8 15 22 29	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30
Среда	2 9 16 23 30	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31
Четверг	3 10 17 24 31	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25
Пятница	4 11 18 25	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26
Суббота	5 12 19 26	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27

▲ Mit seinen farbigen Markierungen der fünftägigen Arbeitswochen und Feiertagen wirkt der sowjetische Revolutionskalender unübersichtlich. Dass sich niemand so recht auskannte und Arbeitgeber am Sonntag festhielten, ließ ihn scheitern.

Fotos: gem (2), KNA, Bundesarchiv/Bild 183-19000-2954/Wikimedia Commons/lizenziert unter CC-BY-SA 3.0 (https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=5341357)

SAMSTAG 21.9.

▼ Fernsehen

- 20.15 ARD: **Hirschhausens Quiz des Menschen XXL.** Themen: Liebe, Schlaf und Medikamente. Promi-Rateshow.
- 23.35 ARD: **Das Wort zum Sonntag.** Pastorin Annette Behnken, Loccum.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Beate Hirt (kath.), Mainz.
- 18.05 DKultur: **Feature.** Im Trump-Sumpf. Radio-Tour durch die amerikanischen Südstaaten.
- 23.05 DLF: **Lange Nacht.** Bienen, Immen, Sumseriche. Über die Geheimnisse des Honigstaates.

SONNTAG 22.9.

▼ Fernsehen

- 9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst.** Aus der Kirche Christus, Hoffnung der Welt in Wien. Mit Kirchenrektor Ewald Huscava und P. Karl Wallner OCist.
- 17.30 ARD: **Echtes Leben.** Mit Gott gegen die Mafia? Don Tonino Saraco, Pfarrer im kalabrischen Wallfahrtsort Polsi, bietet der 'Ndrangheta die Stirn.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Geschenkte Zeit – Erfüllte Zeit – Ewigkeit. Von Sabine Pemsel-Maier (kath.), Freiburg.
- 10.00 Horeb: **Heilige Messe** aus St. Michael in Train, Bistum Regensburg. Mit Bischof Rudolf Voderholzer und Pfarrer Franz Becher.

MONTAG 23.9.

▼ Fernsehen

- 23.30 ARD: **Streitfall Sterbehilfe.** Wer bestimmt über mein Ende? Wie weit Ärzte in der Begleitung ihrer Patienten gehen dürfen.

▼ Radio

- 6.35 DLF: **Morgenandacht.** Bischof Franz-Josef Bode (kath.), Osnabrück. Täglich bis einschließlich Samstag, 28. September.

DIENSTAG 24.9.

▼ Fernsehen

- 20.15 ZDF: **Aldi oder Lidl?** Doku mit Sternekoch Nelson Müller.
- 22.15 ZDF: **37 Grad.** Mein dickes Problem. Der Kampf gegen die Kilos.

▼ Radio

- 7.30 Horeb: **Gottesdienst** zur Eröffnung der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz aus dem Dom St. Salvator in Fulda. Mit Kardinal Reinhard Marx. Weitere Gottesdienste mit den Bischöfen Mi. und Do. um 7.30 Uhr.
- 19.15 DLF: **Das Feature.** An der pädagogischen Front. Ostdeutsche Lehrer in den Umbrüchen der Wende.

MITTWOCH 25.9.

▼ Fernsehen

- 19.00 BR: **Stationen.** Überleben im Job. Wie man die eigenen Kräfte einteilen und sich vor Burnout schützen kann.
- 22.45 BR: **B12 – Gestorben wird im nächsten Leben.** Über zwei Jahre begleitet der Film die Besitzer, Besucher und Stammgäste des Rasthauses „B12“ an der gleichnamigen Bundesstraße.

▼ Radio

- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Das heilige Geheimnis. Rudolf Otto und seine Bedeutung für die Religionsforschung.

DONNERSTAG 26.9.

▼ Fernsehen

- 14.05 WDR: **Papageien, Palmen und Co.** Zoogeschichten aus dem Loro-Park auf Teneriffa. Dokusoap.
- 17.55 Kabel1: **Mein Lokal, Dein Lokal.** Biergarten-Spezial aus München.

▼ Radio

- 18.00 Horeb: **Feierliche Vesper** mit Bonifatiussegen zum Abschluss der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda.

FREITAG 27.9.

▼ Fernsehen

- 20.15 ARD: **Gloria, die schönste Kuh meiner Schwester.** Bäuerin Jutta möchte, dass ihre Kuh zur „Miss Germany“ gekürt wird. Drama.

▼ Radio

- 10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Zwölfmal Segen für Dich – überrascht von der Freundschaft mit Gott. Von Schwester Teresa Zukic.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Literatur.** Porträt der US-amerikanischen Autorin Rachel Kushner.

📺: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Entführung in den Alpen

Wer Klaus Burg (Hans Sigl) als Rechtsbeistand an seiner Seite weiß, hat beinahe schon gewonnen. Der Strafverteidiger aus München zählt zu den Besten seines Fachs. Doch der Preis für die Karriere ist hoch. Ein gemeinsamer Aufenthalt von Burg und seiner 17-jährigen Tochter Alina in einem Alpenhotel wird zum Alptraum. Alina verschwindet spurlos, ein riesiger Blutfleck bleibt zurück. Der Verdacht fällt auf Burg. Die Entführer seiner Tochter fordern von ihm im Austausch seinen Klienten Georg Wendt, Vater der Bergführerin Maja Wendt (Marleen Lohse): „**Flucht durchs Höllental**“ (ZDF, 23.9., 20.15 Uhr).

Foto: ZDF



Mehr Nachhaltigkeit im Regenwald

„Was geht uns der bedrohte Lebensraum von Riesenottern und anderen Tieren im Amazonas an?“ Bemerkungen wie diese hörte der Biologe, Zoologe und Filmemacher Axel Gomille immer wieder. Doch mittlerweile versetzt der spürbare Klimawandel und das Abbrennen riesiger Wälder in Sibirien und Südamerika viele Menschen in Alarmstimmung, sagt Gomille. In der Dokumentation „**Schatzkammer Regenwald. Der Manu-Nationalpark in Peru**“ (3sat, 26.9., 20.15 Uhr) zeigt der Filmemacher, welche Alternativen zum Raubbau Regierung und Naturschützer dort gefunden haben. Foto: ZDF/Axel Gomille

Biblischer Superheld in TV-Premiere

Er ist ein biblischer Superheld: „**Samson**“ (Bibel TV, 27.9., 20.15 Uhr) verfügt über unvorstellbare Kräfte, die ihm von Gott verliehen wurden. Seine Bestimmung ist es, als Anführer die Israeliten zu befreien. So bekämpft er deren Feinde, die Philister. Diese versuchen mit allen Mitteln, hinter das Geheimnis von Samsons unglaublicher Stärke zu kommen. Sie scheuen auch nicht davor zurück, seine Frau Delilah für ihre Intrigen einzuspinnen. Basierend auf der alttestamentlichen Geschichte aus dem Buch der Richter entstand mit „Samson“ ein monumentales biblisches Epos, das erstmals im deutschen Fernsehen ausgestrahlt wird.

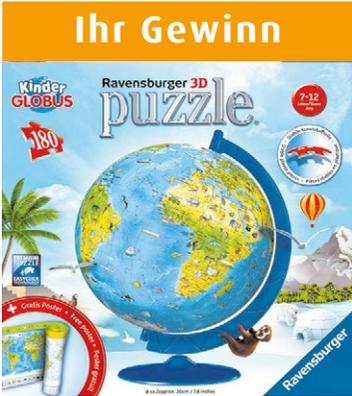
Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Sendekennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Sendekennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Für neugierige Entdecker

Kann man die Welt spielerisch entdecken und dabei jede Menge lernen? Kann man – zumindest dann, wenn dieser informative Globus von Ravensburger mit seinen schönen Illustrationen ins Kinderzimmer eingezogen ist.

Die 180 individuell geformten Puzzleteile passen perfekt zusammen und formen ganz ohne Kleben eine stabile Weltkugel. Das ergänzende Zubehör wie der Drehfuß und das Poster sorgen immer wieder für Spiel, Spaß und Spannung und schicken Kinder spielerisch auf Expeditionen in fernste Länder.

Wir verlosen drei Spiele. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
25. September

Über das Buch „Glücklich in der Toskana“ aus Heft Nr. 37 freuen sich:

Hedel-Maria Windeck,
40489 Düsseldorf,
Maria Reinhold,
86666 Burgheim,
Willibald Reichart,
87647 Unterthingau,
Luck Hauer,
92289 Ursensollen.

Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 38 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Buch der Juden	ein Gelände	ebene Bereiche einer CD	▽	Laufvogel	lateinisch: Götter	Stacheltier	▽	französisch: Ära	verwildertes Präriefeld	▽	▽	zusammengehörende Teile
▷	▽	▽		1		Wesen, Naturell	▷	▽				
▷				Himalaja-Gipfel (Mount ...)	▷							altrömischer Soldat
Gattin			feste Absicht	▷					kleiner Lebensraum, Tümpel		Fremdwortteil: doppelt	▽
Ab-schieds-gruß	▷							Film-Ferkel	▷		2	
▷			Stadt an der Ems	9								
zu dem Zeitpunkt	eine Backmasse	Romanfigur bei Jules Verne	▽					übereinstimmend			Fortsetzungsreihen	
ungekocht	▷	▽						Dingwort, Substantiv		verwunderte Frage: wirklich?	▷	
▷			3									
edel ausgestattet (de ...)		ehem. asiat. Reitervolk		Wasserpflanze	▽	Arbeitsbeginn	▽	Anmut		Fleischscheiben		
Inhalt eines Films	▷	▽						▽	förmliche Anrede	▷		5
deutscher Stromkonzern	▷			Ausruf d. Schadenfreude		ugs.: Schuh	▷					
lateinisch: Erde			Be-nennen	▷								französischer unbest. Artikel
▷			4			Rufname der Taylor	▷		Kurzbezeichn. für Tränengas		Keimzelle	8
▷						Geräusch der Uhr	▷		▽			
Honiginsekten			Gartenpflanze	▷				7				



1	2	3	4	5	6	7	8	9
---	---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 9:
Inselstaat im indischen Ozean
Auflösung aus Heft 37: **VENEDIG**



„Habt ihr eigentlich noch den Autozubehör-Laden?“

Illustration: Jakob

Erzählung

Respekt vor dem Sextaner



Der Schüler Angelo ist in die dritte Volksschulklasse versetzt worden. Sein großer Bruder Justus aber hat die Aufnahmeprüfung des Progymnasiums bestanden und ist nun Sextaner. Ein richtiges Gymnasium, das bis zum Abitur führt, kann unser kleines Städtchen sich nicht leisten. Dafür hat unser Progymnasium aber eine Silbe mehr, eine gelehrte lateinische! Justus schwärmt für gelehrte Wörter.

Der Sextaner kommt heim vom ersten Schultag. Den Ranzen, der noch die niederen Studien der Volksschule gesehen hat, trägt er erwachsen unter dem Arm. Sieht man Justus die Wissenschaften nicht an? Mir, als ich Sextaner war, sah man sie an, ich hatte nämlich eine rote Mütze, das vereinfachte die Sache. Justus hat keine Mütze, aber dafür einen Schülersausweis!

Diese triumphale Urkunde verursachte einen Krieg in unserer Familie, einen erbitterten Bruderkrieg. Seinen Bruder Angelo lassen die Wissenschaften kalt. Hacke und Schaufel, Kipplaster, Pressluftbohrer und Straßenwalzen machen für ihn das Leben lebenswert. So würde man nicht erwarten, dass die wissenschaftlichen Erfolge seines Bruders ihn mit Neid erfüllten.

Mit dem Schülersausweis ist es allerdings anders! Justus schwenkt vor Angelos Nase einen grünen Kar-

ton im Format DIN A 7. „Ich habe hier“, sagt er, „einen Schülersausweis, ich werde ihn dir vorlesen.“ Und das tut er mit einer Stimme, als komme er soeben vom Berge Sinai.

In Angelos Blick glüht es gefährlich. „Quatsch mit deinem Schülersausweis!“, ruft er und tritt den Progymnasiasten gegen das Schienbein. Von der überraschenden Misshandlung getroffen, richtet sich der Gelehrte auf und spricht: „So wahr ich Justus heiße, werde ich diese Beleidigung nicht ungerächt lassen, und sollte es mein Leben kosten.“

Dies ist die Sprache der Helden, wie sie im Buche steht. In welchem er den Satz gefunden hat, weiß ich nicht, doch offenbar hält er ihn stets bereit für den Ernstfall, der nun eingetreten ist. Dann fährt er drohend fort: „Du! Ich werd dich lehren, Respekt vor älteren Leuten zu haben!“

„Ha!“, schreit Angelo höhrend. „Vor dem soll ich Respekt haben! Er ist ja bloß in der Sexta, nicht einmal in der Siebta!“ Der Große lacht. „Auf die Sexta“, sagt er mit Verachtung, „folgt die Quinta. Du hast Respekt vor mir zu haben!“

Mama schaltet sich ein. „Respekt“, sagt sie, „hängt nicht vom Alter ab. Nur von der Haltung.“ „Das ist nicht wahr!“, protestiert Justus. „Ich bin Progymnasiast! Und wenn der Herr Bürgermeister im Nachthemd kommt, ist er immer noch der Herr Bürgermeister!“



„Jedenfalls“, sagt Mama, „brauchst du dich nicht so aufzuspielen. Nächstens müssen wir noch Herr Doktor zu dir sagen!“ „Das verlange ich nicht. Ich bin Sextaner!“ Von oben herab richtet er an seinen Bruder die folgende Ansprache: „Wir haben nicht Rechnen, sondern Mathematik. Wir haben Grammatik, Biologie und Geografie. Du weißt ja nicht einmal, was das ist. Du weißt ja nicht einmal, was Respekt ist! Respekt ist Ehrfurcht!“

Das ist Angelo zu viel. Den Eimer voll gelehrter Ausdrücke, die Justus über ihn schüttete wie Frösche und Salamander, hätte er vielleicht noch

ertragen, obwohl er schaudert vor Ekel, aber die Ehrfurcht versetzt ihn in wilden Zorn. Er springt seinem Bruder an den Hals, und beide wälzen sich am Boden in furchtbarer Entscheidungsschlacht.

Mama aber, in genauer Kenntnis der Heldenkraft des Großen, die nicht bloß im Geiste, sondern auch in den Muskeln liegt, fürchtet um den Kleinen und wirft sich mutig dazwischen. So wurde diese ins Gewaltsame ausgeartete geistige Auseinandersetzung ebenso gewaltsam durch höhere Autorität beendet.

Text: Hellmut Holthaus,
Foto: Dieter Schütz/pixelio.de

Sudoku

1			3		7	9		
4	9	5		6	7		2	
7	8		9		5	6	4	
		8	7			6	4	2
2	4	1	3		6			5
6	7	9	4				8	3
	3		9	4	5	2	1	
	1			2	3			
6	2	1	7		4			

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 37.

			7			2	9	3
			5	2	9		6	
1	9	2	8					
2	6	4		8	9			
			4	7	5			
			9		3	8	4	
	3	1					5	9
7	2				8			
4	8			6				





Hingesehen

Das Bamberger Diözesanmuseum hat seine Ausstellung um ein buchstäblich märchenhaftes Exponat erweitert. Ab sofort ist dort der Grabstein von Sophia Maria von Erthal zu sehen, die als das historische Vorbild für das Märchen „Schneewittchen“ der Brüder Grimm gilt. Sie wurde 1725 in Lohr am Main geboren und starb 1796 in Bamberg, wo sie erblindet im Kloster der „Englischen Fräulein“ am Holzmarkt gelebt hatte. Der für Kunst und Kultur zuständige Bamberger Domkapitular Norbert Jung (im Bild) sieht in dem über 200 Jahre alten Ausstellungsstück eine weitere kulturhistorische Besonderheit: Es sei ungewöhnlich, dass eine Frau in der damals von Männern dominierten Welt einen eigenen Grabstein bekommen habe.

epd/Foto: Erzbistum Bamberg/Dominik Schreiner

Wirklich wahr

Die Tierschutzorganisation „Peta“ sorgt sich um den Auftritt eines Esels, der voraussichtlich wieder bei den Passionsspielen in Oberammergau 2020 auf der Bühne mitspielen soll. Sie forderte die Veranstalter auf, künftig „ohne lebende Tiere“ das Spiel vom Leiden und Sterben Jesu aufzuführen. Der Darsteller des Jesus sollte statt auf einem Esel lieber auf einem E-Roller nach Jerusalem einziehen.



„Peta“ argumentiert damit, dass der Ritt eines erwachsenen Mannes auf einem Esel nach heutigen Erkenntnissen „tierschutzwidrig“ sei. Dabei habe doch Papst Franziskus die Katholiken weltweit aufgerufen, Tiere gut zu behandeln und die Umwelt zu respektieren. Auch Jesus würde heute bestimmt anders denken und sich mit einem „tier- und umweltfreundlichen Elektromobil“ fortbewegen. *KNA; Foto: gem*

Wieder was gelernt

1. Seit wann wirbt Lohr am Main mit Sophia von Erthal?

- A. 1725
- B. 1878
- C. 1921
- D. 1986

2. Welchen Schneewittchen-Bezug hatte Sophias Leben?

- A. In benachbarten Bergwerken arbeiteten Kleinwüchsige
- B. Sie hatte eine Stiefmutter
- C. Sophias Vater besaß eine Spiegelfabrik
- D. Ihr Lieblingsobst waren Äpfel

Lösung: 1 D, 2 A, B und C

Zahl der Woche

650 000

Menschen in der Europäischen Union sterben jedes Jahr wegen verschmutzter Luft, davon 124 000 in Deutschland. Dies geht aus dem Bericht des European Academies' Science Advisory Council hervor. Die Klimakrise trägt durch Hitze und Trockenheit dazu bei, dass die Luftverschmutzung zunimmt. „Die Luft wird nicht nur wärmer, sondern auch belasteter“, sagt Christian Witt, Lungenfacharzt an der Berliner Charité.

Die Luftverschmutzung ist nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO das größte umweltbedingte Risiko für die Gesundheit. Sie kann zu Erkrankungen des Atemtrakts und des Herz-Kreislauf-Systems führen. Ältere Menschen und Patienten mit chronischen Krankheiten wie Asthma leiden besonders. Säuglinge und Kleinkinder könnten empfindlich auf giftige Substanzen aus der Luft reagieren, weil ihre Lungen noch nicht ausgereift sind. *epd*

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952

Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller

Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion: Dr. Peter Paul
Bornhausen, Victoria Fels,
Romana Kröling, Simone Sitta

Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: anzeigen@bildpost.de

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1. 1. 2019.

Mediendesign und Marketing:

Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:

Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg



Leserservice und Vertrieb

Neue Bildpost,
Abonnenten-Service,
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg

Tel.: 08 21/5 02 42-13 oder
08 21/5 02 42-53
Fax: 08 21/5 02 42-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreise:

Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, bei Postzustellung Heftpreis 1,90 Euro (inkl. Zustellgebühr und MwSt.), Österreich: 1,90 Euro, übriges Ausland: 2,45 Euro, Luftpost 2,95 Euro.

Bestellungen direkt beim Abonnenten-Service. Abbestellungen nur schriftlich an den Abonnenten-Service; Kündigungsfrist lt. vertraglicher Vereinbarung bzw. nach Ablauf der Verpflichtungszeit sechs Wochen vor Quartalsende.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Christ, gib der Zeit dein Gesicht!

Umbrüche stehen bevor. Gefährlich daran ist Verharren, Taktieren und Abwiegeln

Die Christen der Urkirche waren etwas Besonderes in der römischen Gesellschaft. Nicht nur wegen ihres Glaubens, sondern wegen ihres Verhaltens. Sie kümmerten sich um andere, ließen kranke und alte Menschen auch in Gefahr nicht allein. Mit ihrem Tun überzeugten sie selbst in Zeiten der Verfolgung. Ihr Beispiel steckte andere an. Was heißt es nun heute, so zu leben, dass Menschen sich für eine Idee gewinnen lassen? Wie muss man als Christ leben, dass andere sich vom Glauben anstecken lassen?

Während meines Urlaubs war ich für ein paar Tage in Kopenhagen. Der Fahrradverkehr macht dort 56 Prozent des innerstädtischen Verkehrs aus. Es wird nicht gehupt, nicht geschimpft und die Radfahrer rasen nicht durch die Straßen, als ob sie an einem Rennen teilnähmen. Der Verkehr in Kopenhagen scheint nicht dem Prinzip „immer schneller“ zu folgen. Man hat einen Gang oder zwei Gänge heruntergeschaltet. Der Verkehr fließt ruhiger. Die Luft ist sauberer. Und die Menschen scheinen ruhiger und gleichzeitig rücksichtsvoller zu sein.

Mir sagt diese Erfahrung: In Kopenhagen hat man nicht lange diskutiert und den Umweltschutz nur gepredigt. Die Verantwortlichen haben schlicht gehandelt. Sie haben die Bedingungen dafür geschaffen und gleichzeitig den Mut gehabt, den auch bei uns so ausgeprägten und selbstverständlichen Vorrang des Autos gewandelt, zurückgedrängt und letztlich verändert.

Leben im Wandel

Szenenwechsel: zurück nach Augsburg. Wer die tägliche Arbeit bei der Caritas kennt, der weiß, dass viele Menschen täglich zuweilen vor nahezu unlösbar scheinenden sozialen, finanziellen und gesund-



▲ „Kopenhagen zeigt mit seinen vielen ausgebauten Fahrradwegen, dass man etwas tun kann“, findet unser Autor.

heitlichen Herausforderungen stehen. Die Caritas nimmt sich dieser Herausforderungen an. Immer wieder stellt sich hier die Frage: Was muss gewandelt, was auch zurückgedrängt und letztlich verändert werden? Welche Lebenskultur will der Mensch für sich, welche Lebenskultur halten wir gut für andere und auch für uns? In welcher Kultur leben wir als Christen?

Erzbischof Desmond Tutu, südafrikanischer anglikanischer Geistlicher und Erzbischof von Kapstadt von 1986 bis 1996, schrieb einmal: „Unsere Kultur ist eine Erfolgskultur, und diese Haltung übertragen wir auf unsere Beziehung zu Gott. Wir arbeiten bis zum Umfallen und versuchen, damit alle und jeden zu beeindrucken, auch Gott. Wir können einfach nicht glauben, dass unsere Beziehung zu Gott, unser Ansehen bei Gott, wirklich nichts mit unserer Performance, unserer Leistung zu tun haben soll.“

Falsch verstandene Leistungsbereitschaft als ein Sinnbild dafür, dass der Mensch nicht im Einklang mit seinem Schöpfergott und dessen Schöpfung lebt?

Wir stehen weltweit mitten in vielschichtigen Krisen und Veränderungsprozessen: die drohende Klimakatastrophe, die globale Umweltverschmutzung der Meere und der Böden, die Völkerwanderungen bedingt durch Kriege, Dürre, Hunger und wirtschaftliche Ausweglosigkeit. International breitet sich der

Politpopulismus aus, die nationalen Egoismen steigen an, auch bei uns im Land wächst die Unzufriedenheit – obwohl es uns im Allgemeinen gutgeht. Wir leben in einer verdichteten Zeit, die nach Veränderung schreit.

Lieber handeln als reden

Im November gedenkt die Caritas ihrer Schutzpatronin, der heiligen Elisabeth von Thüringen. Sie hat vorgelebt, wie man als Christ leben kann, um die Welt um sich herum zu verändern. Sie hat in ihrem Leben Jesus und seiner Liebe Raum gegeben. Sie war achtsam, behutsam, sorgsam, hellwach für das Leben, das nicht nur am Hof der Landgräfin stattfand, sondern auch um sie herum: mit Armen, Hungrigen und Kranken.

Elisabeth hat gehandelt und sich nicht durch abwägende und vermeintlich kluge Argumente davon abbringen lassen. Diese Argumente zielten nämlich auf nichts anderes ab, als doch alles beim Alten zu belassen.

Umbrüche im Leben, in der Kultur, in der Politik und in der Gesellschaft sind nicht die eigentliche Gefahr. Die Gefahr besteht darin, vor den Umbrüchen zu verharren, nur zu reden und zu debattieren und nichts ändern zu wollen.

Kopenhagen zeigt mit seinen vielen ausgebauten Fahrradwegen, dass man etwas tun kann. Durch kluge

Planung, durch neue Ideen, durch Veränderung. Christen sind eingeladen mitzudenken, mitzutun und auch voranzugehen, wahrhaftige Vorbilder für eine Kultur des Lebens und des guten Zusammenlebens zu sein.

Wir Christen sind aufgefordert, ja beauftragt, unserer Zeit mit allen ihren Veränderungen ein christliches Gesicht zu geben. Denn „wir sind berufen, die Werkzeuge Gottes, des Vaters, zu sein, damit unser Planet das sei, was er sich erträumte, als Er ihn erschuf, und seinem Plan des Friedens, der Schönheit und der Fülle entspreche“ (Papst Franziskus, *Laudato si*, 53).



Kontakt:

Domkapitular Dr. Andreas Magg ist Diözesan-Caritasdirektor im Bistum Augsburg. Seine Adresse: Auf dem Kreuz 41, 86152 Augsburg

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Missionszentrale der Franziskaner e. V., Bonn, und Los-Beilage „Herbstsonderversendung 2019“ von Deutsche Fernsehlotterie gGmbH Deutsches Hilfswerk, Hamburg. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



© Irene Iten, pixxel.de

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Es gibt nur ein Buch, das ich wieder lesen kann, das ist die Bibel . . . Sie verlässt mich nicht mehr.

Jean-Jacques Rousseau

Sonntag, 22. September
Wer in den kleinsten Dingen zuverlässig ist, der ist es auch in den großen, und wer bei den kleinsten Dingen Unrecht tut, der tut es auch bei den großen. (Lk 16,10)

Das Gleichnis vom ungerechten Verwalter weist uns auf eine Haltung hin. In den kleinen Dingen des Alltags zeigt sich die Ausrichtung des menschlichen Herzens. Achtsamkeit gegenüber dem Kleinen ist auch Gottesdienst.

Montag, 23. September
Achtet darauf, genau hinzuhören! Denn wer hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er zu haben meint. (Lk 8,18)

Das rechte Hören ist eine Kunst. Verstehe ich zu hören, dann werde ich von anderen Menschen und aus der Fülle der Schöpfung beschenkt. Wenn ich versuche, Dinge festzuhalten, dann verliere ich den Reichtum in ihnen.

Dienstag, 24. September
Er erwiderte ihnen: Meine Mutter und meine Brüder sind die, die das Wort Gottes hören und tun. (Lk 8,21)

Täglich erreichen uns Worte. Aus dem Wort Gottes heraus wachsen Beziehungen. Wir dürfen der Kraft der göttlichen Worte vertrauen. Das Wort wirkt geheimnisvoll neue Verbindungen zwischen Menschen. Es ist eine schöpferische Kraft.

Mittwoch, 25. September
Und er sandte sie aus, das Reich Gottes zu verkünden und die Kranken gesund zu machen. (Lk 9,2)

Jesus sendet die Jünger aus, um heilsam präsent zu sein. Wir haben einen Auftrag heilender Mission empfangen. Gott will heute sein Heil und Leben durch uns in

die Welt fließen lassen. Jesus, der verwundete Heiler, wirkt durch unsere Augen, Hände und Herzen.

Donnerstag, 26. September
Herodes aber sagte: Johannes habe ich enthaupten lassen. Wer aber ist dieser, von dem man mir solche Dinge erzählt? Und er hatte den Wunsch, ihn zu sehen. (Lk 9,9)

Die Identität Jesu ist geheimnisvoll. Das spürt Herodes. Er kann sich der Faszination dieser Person nicht entziehen. Manche Wünsche haben tiefe Wurzeln im Wirken des Heiligen Geistes. Habe ich die Anziehung Gottes auf meinem Weg schon erlebt?

Freitag, 27. September
Da sagte er zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Petrus antwortete: Für den Christus Gottes. (Lk 9,20)

Jesus spricht uns heute direkt an und fragt, wer

er für uns ist. Was kann ich ihm heute antworten? Habe ich den Mut, mich auf diese Frage mit meiner ganzen Existenz einzulassen? Gottes Fragen brauchen eine stille Reifezeit im eigenen Herzen.

Samstag, 28. September
Doch die Jünger verstanden den Sinn seiner Worte nicht; er blieb ihnen verborgen, so dass sie ihn nicht begriffen. Aber sie scheuten sich, Jesus zu fragen, was er damit sagen wollte. (Lk 9,45)

Es ist tröstlich, dass die Jünger Jesus nicht immer verstanden haben. Trotzdem hat Jesus an ihnen festgehalten und ihnen Kostbares anvertraut. Auch wir dürfen mit dem Zutrauen Jesu zu uns rechnen. Täglich haben wir die Chance, im Glauben und im Vertrauen zu wachsen.



Schwester Mechthild Brömel lebt im Karmel Regina Martyrum Berlin, arbeitet dort im Klosterladen mit und ist für das Archiv zuständig.

Ihr Geschenk für Jugendliche!

YOU! MAGAZIN

www.youmagazin.com

Begeisterung wecken – YOU! ist das katholische Magazin für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren. YOU!Magazin spricht junge Menschen in ihrer Sprache an.

Orientierung geben – YOU!Magazin greift die Themen auf, die Jugendliche beschäftigen: Stars, Musik, Kino, Liebe, aber auch Fragen zum Glauben und zur Kirche.

Freude schenken – Verschenken Sie YOU! Das Magazin erscheint alle zwei Monate und kann als Einzelheft oder als Abonnement bezogen werden.



©Daniel Ernst, stock.adobe.com

Ja, ich verschenke YOU!Magazin

Bestellcoupon

YOU!Magazin wird mit der nächsten erreichbaren Nummer zugestellt.

- Einzelheft 2,90 EUR
 Schnupperabo* 7,00 EUR
 Jahres-Abo* 14,70 EUR
6 Monate, 3 Ausgaben 12 Monate, 6 Ausgaben
* nur für Neu-Abonnenten, verlängert sich nach Ablauf automatisch auf das Jahresabo zum Normalpreis

Bitte schicken Sie YOU!Magazin an:

Name / Vorname Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Bitte schicken Sie die Rechnung an:

Name des Auftraggebers Straße / Hausnummer

PLZ / Ort E-Mail

IBAN BIC

Zahlung per Bankeinzug
 gegen Rechnung

Datum Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an:

Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice,
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon 0821/50242-53,
Telefax 0821/50242-80, E-mail: info@youmagazin.com